

1941 – 1945 Militärzeit

Wolfgang Kraak

Vorwort

65 Jahre und mehr waren vergangen, als ich begonnen habe, diese meine Erinnerungen aus der erlebnisreichsten Zeit meines Lebens aufzuschreiben. Warum? Wen würde es interessieren? Wenn ich mir vorzustellen versuche, ich hätte Aufzeichnungen meines Vaters oder anderer Verwandten über ihre Erlebnisse aus dem ersten Weltkrieg, oder auch aus einer anderen ereignisreichen Vergangenheit, dann hätte ich sie mit großem Interesse lesen wollen und nicht nur jetzt, wo ich alt bin und genügend Zeit dazu habe, nein, auch zu jeder früheren Zeit meines Lebens als Erwachsener. So wie man von sich auf andere schließt, kann ich also zumindest Interesse nicht ausschließen. Ob sich der Aufwand aber auch gelohnt hat? Immerhin war es sehr mühevoll nach so langer Zeit aus dem Nebel des Überlagerten das Verschwommene wieder klar in die Gegenwart zu zeichnen. Der Lohn lag für mich im Aufwand. Denn wenn körperliche und geistige Bewegung in jedem Alter für die umfassende Gesundheit wesentlich, dann zumindest auch, wenn nicht sogar besonders, im hohen Alter. Und gewiss sind Erinnern und Schreiben intensives geistiges Training.

Wie steht es um die Echtheit der Rekonstruktion des Erinnerten? Ich habe keine Aufzeichnungen aus jenen Jahren, über die ich hier geschrieben habe und habe mich sehr bemüht auf Reflexionen zu verzichten. An einigen Stellen ließen sich Erläuterungen im Interesse der Leser, die ja von dieser Zeit weit entfernt sind, nicht vermeiden. Dort wo ich Stellung genommen oder auch gewertet habe, schien mir das zur Rechtfertigung meiner weltanschaulichen Position erforderlich.

Offen bleibt die Frage inwieweit Erinnerungen überhaupt frei von Reflexionen sein können, ob sie nicht schließlich sogar selbst Reflexionen sind. Das ist Angelegenheit von Psychologie und Philosophie, auf die ich mich hier nicht einlassen will und kann. Ich kann nur mein Bemühen versichern, das, was in meinem mehr und mehr nachlassenden Gedächtnis aus jener Zeit noch vorhanden ist, möglichst unbeschädigt hervorzukramen.

Weil manchen Freunden und Verwandten bekannt war, dass mir die Teilnahme am schrecklichen Kampf um den Monte Cassino nicht erspart geblieben ist, habe ich 4 Broschüren verschiedener Autoren zum Thema geschenkt bekommen. Ich selbst hätte sie mir nicht gekauft und habe sie nur flüchtig gelesen, aber

dennoch, so weit ich in ihnen geblättert habe, musste ich feststellen, die Ereignisse in diesen Werken sind untereinander in der zeitlichen und örtlichen Zuordnung nicht immer stimmig, und sie stimmen auch mit meinem erinnerten Erleben nicht voll überein. Ich fühle mich weder berufen, noch bin ich interessiert den tatsächlichen genauen Verlauf dieser schrecklichen Schlacht zu dokumentieren. Mir geht es um meine Erinnerungen und nur um sie.

So das Vorwort, als ich 2010, mit meinen Aufzeichnungen begonnen habe. Die Reaktionen von Freunden und Verwandten schienen mir lediglich höflich anerkennend, aber nicht so, dass ich glaubte, großes Interesse gefunden zu haben. Bis ich Ende 2011, zu Anne, meiner Enkeltochter, die damals in Mailand lebte, über ein Kriegserlebnis aus Norditalien sprach. Ihre Frage: warum steht das nicht in deinem Bericht über deine Militärzeit? In diesem Zusammenhang sagte sie mir, dass sie und viele Bekannte, denen sie mein Geschreibsel zu lesen gegeben hatte, sehr interessiert gewesen wären und hat mich aufgefordert, das Damalige weiter auszuführen. Das will ich gern tun, aber mit dem Vorsatz, nun auch nachdenklich Erinnertes hinzuzufügen. Es soll denen, die die Kriegszeit nur vom fernen Hörensagen, wie aus einer unendlich fernen Sagenwelt her kennen, ein wenig Verständnis für das Fühlen und Denken von den heute oft Geächteten vermitteln, von denen, die damals aber auch wie sie und ihre Mitmenschen heute, gedacht, gefühlt, gelitten und schließlich gelebt haben.

Mein Studium an der Ingenieurschule in Ilmenau hatte ich wohl schon begonnen, als ich mich 1941 freiwillig zum Kriegsdienst bei der Luftwaffe meldete. Auswahl der Luftwaffe musste und konnte ich mit Segelflieger- und Funker Ausbildung in der Hitlerjugend begründen. Segelfliegen und Funken konnten in meiner Lehr- und Volontär Zeit nur in der mir sonst widerwärtigen und verhassten HJ, wie sie damals im Umgangston genannt wurde, erlernt und betrieben werden. Ich glaube, die Freiwillig Meldung erfolgte nicht aus Begeisterung für den Krieg, an dessen siegreichem Ausgang ich schon zum Zeitpunkt der Meldung Zweifel hatte, sondern eher, weil ich mir bei der Luftwaffe einen meinem künftigen Wahlberuf angemessenen Einsatz erhoffte. Wie war das aber mit der Einstellung der Jugend, zumindest meiner Einstellung, zum Krieg in jener Zeit? Als der Krieg begann, die Ausmaße, die er annehmen würde waren anfangs nicht abzusehen, glaubte ich, ganz unter Einfluss meiner schulischen Erziehung und der damaligen Propaganda, eine große, beneidenswerte Zeit zu erleben. Deutschland würde sich von den durch den Vertrag von Versailles nach dem ersten Weltkrieg erlittenen Landverlusten und Demütigungen befreien. Ich bedauerte sehr, selbst noch zu jung zu sein, um an den anfänglich großen Erfolgen als kämpfender Soldat teilhaben zu können. Vor allem, bedauerte ich, nicht die Möglichkeit zu haben Heldentaten zu vollbringen und hohe Kriegsorden zu erhalten.

Mein Vater war skeptisch, sah von Anfang des Krieges an das schlimme Ende voraus, so wie die meisten der männlichen Verwandten, die den ersten Weltkrieg miterlebt hatten und sich dem nationalsozialistischen Regime nicht verbunden fühlten. Seltsam, ich habe die Erinnerung, die Frauen in unserer Verwandtschaft, vor allem die kinderlosen Tanten, hatten mehr Vertrauen in die aggressive Politik des Führers. Mein Vater, hatte aus dem KZ Sachsenhausen Nachricht erhalten, dass sein jüngerer Bruder dort an Lungenentzündung verstorben wäre¹. Durch seine berufliche Tätigkeit bei den Märkischen Elektrizitätswerken hatte er mehrfach in dem dicht bei Sorau gelegenen Konzentrationslager Christianstadt und einem Lager für sowjetische Kriegsgefangene Arbeiten zu verrichten. Er hatte ausdrückliches Schweigegebot über diese Tätigkeiten, erzählte jedoch einiges im engen Verwandtenkreis. Vor allem erzählte er von den nahezu und auch tatsächlich verhungerten sowjetischen Gefangenen, die teilweise kannibalisch die eigenen Kameraden aufaßen. Für meinen Vater wurde durch diese seine Erlebnisse sein Verdacht verstärkt, dass sein Bruder im KZ umgebracht worden wäre. Mich hat dieser Bericht meines Vaters außerordentlich beeindruckt. Ich hatte mich schon als junger Mensch mit philosophi-

¹¹ Die Nachricht war unzutreffend. S. meinen Bericht über meinen Onkel Reinhold.

schen Problemen beschäftigt und sah in der Behandlung gefangener Feinde im Kriege den ethischen und moralischen Ausweis eines Staatswesens. Durch nichts so sehr, wie diesen Bericht meines Vaters war in mir die Wurzel des Zweifels an der nationalsozialistischen Ideologie entstanden, mit der ich mich bis dahin durchaus weitgehend in Übereinstimmung gedacht hatte.

Als ich dann, ich erinnere mich sehr genau an den Tag, es war mein Geburtstag, am 22. Juni 1941, vom Einmarsch deutscher Truppen in die Sowjetunion erfuhr, zweifelte ich nicht nur an dem immer großspurig verkündeten Endsieg, sondern ich hatte erstmalig die Ahnung eines fürchterlichen Endes. Wie heute erinnere ich mich noch, ich hatte in meinem Studentenzimmer auf der Bergstraße in Ilmenau vom Beginn des Krieges mit Russland erfahren. Mir, dem gerade an diesem Tag achtzehn Jahre alt Gewordenen, wurde bewusst, dass Hitler mit dem Angriff auf das riesige Land mit seinen unermesslichen Ressourcen, so wie Napoleon scheitern würde. Kurz nach Mittag, ich ging zu einer Veranstaltung der Ingenieurschule, blickte ich in den Himmel, der, an jenem Tag mit losen Haufenwolken bedeckt war. Wie in einer Vision sah ich auf einmal die Wolken wie zum Kartenbilde Deutschlands gefügt. Deutlich der damals adlerähnliche Hauptkörper des Landes und sein angefügtes, etwas abseitiges Ostpreußen. Plötzlich, wie in einer schrecklichen Vorahnung verschwanden Ostpreußen und große Teile des östlichen Deutschlands, trennten sich vom westlichen Teil. Diese Vorahnung, der verlorene Krieg und die Amputation der deutschen Ostgebiete, hat mich während der gesamten Kriegsjahre immer wieder verfolgt. Wie konnte ich mit solchem Zweifel, mit der schrecklichen Vorahnung noch Soldat werden, und so dümmlich, tölpelhaft das klingt, sogar ein „tapferer“ Soldat. Als nach der vielleicht entscheidendsten Schlacht des Krieges, Stalingrad, den besinnlicheren Frontsoldaten klar wurde, dass der Krieg verloren war, erfüllten sie weiter ihre vermeintliche Soldatenpflicht, weil ihnen keine andere Wahl blieb, weil immer noch ein Fünkchen Hoffnung war und, das wurde zunehmende Begründung für das sinnlose Weitermachen. Der Krieg schien noch erträglicher als das zu erwartende fürchterliche Ende, Außerdem war man als Soldat im Verband, wusste das Leben der Kameraden vom eigenen Verhalten abhängig. Gemeinschaftsgefühl kann sich bis zur Skrupellosigkeit steigern. Außerdem war der Einzelne in das Räderwerk der Kriegsmaschine eingefügt, eben nur, aber auch ein getriebenes und auch treibendes Rad.

Rekrutenausbildung

Während meines Maschinenbaustudiums im 3.Semester an der Ingenieurschule Ilmenau wurde ich zum 15.April 1942 zur Luftwaffe nach Stendal einberufen. Ich glaube erst, aber auch gleich bei der Ankunft in Stendal erfuhr ich, erfuhren wir Rekruten, dass wir für die Fallschirmartillerie vorgesehen waren. Gleich nach Eintreffen bei der Ausbildungstruppe: Einkleidung und Kürzung der Haare auf halbe Streichholzlänge. In Stendal erhielten wir eine vierwöchentliche infanteristische Grundausbildung. Sie war in Ausrichtung auf den späteren Einsatz in einer Eliteeinheit sehr hart. In langen Märschen, mit schwerem Gepäck, auch nachts, wurden wir bis an die Grenzen der Leistungsfähigkeit belastet. Ein Teil der Ausbildung bestand aber auch aus überflüssigem Auswendiglernen von Regeln zur Handhabung von Handfeuerwaffen. Die knappe Freizeit wurde durch sinnlose Gebäudeputzarbeiten in schikanöser Art und Weise und sinnlose Waffenpflege noch verkürzt. So mussten die Verbindungsstellen von Metallteilen und hölzernem Gewehrkolben am Karabiner 98k mit Waffenfett verstrichen werden, nicht zu dick, nicht zu dünn, mit vorgeschriebenem Radius der Kehlung. Ein Ansatzpunkt für Schikanen von bösartigen Ausbildern. Bei der Waffenkontrolle gab es häufig Beanstandungen und Strafarbeiten oder Ausgehverbot. Wurde dann an der Waffe nichts verändert und sie zur Kontrolle neu vorgestellt, konnte der vorher Getadelte vom Ausbildungsunteroffizier dann wohlwollend hören: „Warum nicht gleich so“. Aber, immerhin haben wir einen Ausflug per Eisenbahn zur Rostrappe in Thale im Harz unternommen, wobei wir als Gruppe von einem Gefreiten streng zusammengehalten und geleitet wurden. Ich bin später mit Dagmar und den Kindern oft auf der Trappe und im darunter liegenden Bodetal gewesen, war aber niemals wieder so beeindruckt wie damals. Der herrliche Blick vom steilen Granitfelsen der Trappe ins Bodetal ist mir bis heute so eingebraunt, als würde ich ihn noch immer als der Rekrut von damals sehen.

An einem Sonntag durften wir sogar Besuch empfangen. Zu mir waren trotz der langen Reise beide Eltern gekommen. Als einer der Rekruten an einer Hirnhautentzündung erkrankte, wurden wir alle zu unserer Freude einige Tage unter Quarantäne ruhig gestellt. Wir mussten auch alle für die Frontlazarette Blut spenden. Dafür bekamen wir Sonderverpflegung und einen Ruhetag.

Von Stendal ging es nach Wittstock zur Springerausbildung. Sie bestand vorwiegend im Training, nach dem Sprung beinbruchfrei auf dem Boden ankommen: tagelang, stundenlang Rolle vorwärts, Rolle rückwärts, Fallen auf die Unterarme. Auch das Packen der Seidenfallschirme wurde gelernt. 6 Probe-sprünge wurden mit selbst gepackten aber kontrollierten Fallschirmen ausgeführt. Gesprungen wurde, wenn ich mich recht erinnere, aus zweimotorigen

Heinkelmaschinen He 111. Die Absprunghöhen: von 250 m abfallend auf 80 m. Da sich der Schirm erst nach ca. 50 m Fall öffnet, gab es bei der niedrigen Sprunghöhe trotz der in den Springerstiefeln fest bandagierten Fußgelenke öfter Fußknöchelbrüche. Die wurden nach dem Sprung meist gar nicht bemerkt, sondern erst am Abend, nach dem Entfernen der Bandagen. Eines Tages blieb einer der Sprungschüler mit dem Scheitel des Schirmes an einem Rad oder irgendeinem anderen Heckteil des Flugzeuges hängen und wurde als lange Fahne am ausgestreckten Schirm hinter der Maschine hergezogen. Die Maschine flog über uns immer im Kreis rund um den Übungsplatz, weil ja Landung den Tod des Schülers bedeutet hätte. Ein schauriges Bild. Als nach vielleicht einer Stunde der Maschine der Treibstoff auszugehen drohte, stieg ein zweimotoriges Flugzeug auf und nahm den unglücklichen Schüler auf, wobei der Pilot mit dem Propeller eines der Triebwerke den Schirm von der über ihm fliegenden Unglücksmaschine abtrennte. Der arme Hängengebliebene soll während der Prozedur weißhaarig geworden sein, hieß es. Das kurzzeitige Weißhaarigwerden ist aber wohl eine Mär.

Von Wittstock kamen wir für sechs Wochen nach Halberstadt zur Artillerieausbildung. Die Ausbildung erfolgte am so genannten Leichtgeschütz LG 2. Das waren spezielle kurzrohrige 10,5 cm Haubitzen, die an Fallschirmfünflingen von Flugzeugen abgeworfen werden konnten. Es waren nahezu rückstoßfreie schrecklich laute Geschütze. An Stelle des üblicherweise am Rohrende befindlichen abklappbaren Verschlusses waren bei diesen Geschützen Trichter angebracht. Die Granaten für diese Geschütze waren die gleichen, wie die der Heeresartillerie, die speziellen Kartuschen waren aber etwa 3 mal so lang wie bei den üblichen Haubitzen und am Ende mit einer etwa 2cm starken Bakelitplatte abgeschlossen. Bei Zündung soll etwa 1/3 der Pulverladung die Granate aus dem Rohr getrieben haben und 2/3 der Ladung bei Austritt durch die Düsenöffnung den rückseitigen Widerstand bewirkt haben. Später habe ich in Russland erlebt, wie vom rückwärtigen Feuerstrahl beim Abfeuern eines dieser Geschütze in fast 50 m Entfernung die Lehmwand eines Bauernhauses eingedrückt wurde.

Da beim Abschießen kein Gehörschutz getragen wurde, war der Richtkanonier (K1), der auch den Abzug betätigen musste, und sich deshalb die Ohren nicht zuhalten konnte, später bei den Einsatztruppen, oft nahezu taub.

Die Geschütze wurden mit ebenfalls am Fünfling abwerfbaren kleinen Raupenfahrzeugen befördert.

Bei einem Übungsschießen auf einem Truppenübungsplatz nahe Halberstadt hatte eines der Geschütze einen Rohrkrepiierer, einer der auszubildenden Kanoniere war sofort tot, andere schwer verletzt. Die Angelegenheit wurde wie ein

Routineunfall behandelt, so als ob er angemessener Bestandteil der Ausbildung wäre, keine Untersuchungen, keine Erklärungen für die Auszubildenden und die Auszubildenden. Demonstration des Menschenleben verachtenden Kriegsalltages.

Als es außerhalb des Kasernengeländes Kirschen zu kaufen gab, bin ich mit anderen über den hohen mit Stacheldraht abgeschirmten Kasernenzaun geklettert und wurde erwischt. Das Vergehen wurde mit Strafoxerzieren geahndet. Die Prozedur war so strapaziös, dass einige der Teilnehmer danach nicht mehr aufrecht die Kasernentreppen hoch gehen konnten. Nach Abschluss des Exerzierens stellte sich der Feldwebelschinder vor die zehn oder zwanzig Abgestraften und fragte mit einem hämischen Grinsen, ob sich jemand freiwillig zur Wiederholung am nächsten Tag melden würde. Obwohl ich kaum noch zu stehen imstande war, mich am Ende meiner Kräfte fühlte, konnte ich die widerliche höhnische Grimasse nicht ertragen und habe mich als einziger gemeldet. Seltsam, der Widerling hatte von da an Respekt vor mir und hat mich danach weniger als die anderen geschunden. Die Wiederholung blieb mir zum Glück erspart.

Nach Abschluss der Ausbildung wurde ich zur 1.Fallschirmjägerdivision, 1.Fallschirmartillerieregiment, 1.Abteilung, 2.Batterie, damaliger Standort Bagnoles (Nordfrankreich) kommandiert. Zu einer Batterie gehörten vier Geschütze und etwa 120 Soldaten: Offiziere, Unteroffiziere und Jäger (Gemeine). Ein Teil der Kameraden hatten bereits an dem sehr verlustreichen Fallschirmjägereinsatz im Sommer 1941 auf Kreta teilgenommen und an Stellungskämpfen im Winter 1941/42 um Leningrad.

Bagnoles, ein malerischer kleiner Kurort mit schönen großen Villen in Gärten voller Rhododendron. Rhododendron, Rhododendron – so ist mir der kleine Ort bis heute in Erinnerung. Beeindruckend die Felder um den Ort: alle gerahmt von hohen dichten Hecken. Zur Bevölkerung hatten wir wenig Kontakt. Ab und zu aßen wir in einem Café ein Omelett. Immer wurde zu dem Gericht kostenfrei eine Karaffe mit Rotwein serviert. Die Franzosen waren zurückhaltend freundlich oder feindlich, wie man es auch sehen oder deuten mochte. Eines Nachts hatte ich mit einem Kameraden Wachdienst, der Streifengänge im Umfeld des Ortes einschloss. Einige hundert Meter von den Häusern des Ortes entfernt, begegneten uns ein sehr junges Mädchen in Begleitung eines etwas älteren. Wir meinten es wären Prostituierte. Sie flirteten radebrechend mit uns. Obwohl wir beide keine Absichten äußerten, erklärte uns die Ältere unmissverständlich mit den Worten: *Maschin kaput*, mit lang gezogenem *i* und *u*, dass sie uns nicht gefällig sein könnten. Ein seltsames Verhalten der sehr sympathischen Damen. Beziehungen zu Franzosen waren nicht eingeschränkt, nur bei Intimverkehr war angeordnet innerhalb weniger Stunden danach ein Revier, das ist eine Art Kran-

kenstube eines Truppenteils, zum so genannten Sanieren aufzusuchen. Das war unter Soldaten verpönt und soll eine schmerzhaft Angelegenheit gewesen sein. Bei Unterlassung war jedoch im Falle einer Geschlechtskrankheit Kriegsgericht angedroht.

Noch im Spätsommer wurde unsere Truppe an den Rand eines Flugplatzes nahe Braunschweig verlegt. Dort wurden wir auf einen Sprungeinsatz im Mittelmehr- raum vorbereitet. Der Einsatz war für den nächsten oder übernächsten Tag fest- gelegt, da wurde die Truppe plötzlich in Güterwagen verladen und mit unbe- kanntem Ziel gen Osten gefahren. Unsere Transportwagen waren leere Viehwa- gen, nur teilweise mit Stroh ausgelegt. Die Notdurft wurde während der Fahrt aus den offenen Türen oder bei Halten irgendwo im Gelände oder auf Bahnhö- fen erledigt. So fuhren wir mit stundenlangen Unterbrechungen etwa 14 Tage gen Osten. Der für den Militärzug verantwortliche Offizier hatte nur die Anwei- sung für einen nahen Zielort und erhielt dort die nächste Anweisung. Schließ- lich waren wir in Kiew und dann in Charkow. Von beiden Städten sind mir nur Häuserruinen in Erinnerung und auf den Bahnhöfen bettelnde Kinder. In Kiew oder Charkow mag es gewesen sein, als ein mit Gefangenen voll beladener Gü- terzug auf einem Gleis neben unserem Zug hielt. An kleinen Fenstern mit Git- terstäben hingen halb verhungerte, ausgemergelte, unrasierte, schmutzige Ge- stalten. Noch nie war mir so deutlich und so sehr bewusst geworden, mit wel- cher Grausamkeit, wie abscheulich dieser Krieg geführt wurde. Immer wieder, bis heute sehe ich die ausgemergelten Gestalten vor mir – und man konnte nicht helfen.

Immer wenn der Zug hielt, wurde gerätselt, wohin es weiterginge. Wir wussten von schweren Kämpfen bei Stalingrad und vermuteten dorthin transportiert zu werden. Aber von Charkow ging die Fahrt nach Norden, ich glaube nach Witebsk. Dort wurden wir ausgeladen und mit eigenem Fuhrpark und LKWs weiter transportiert. Bevor wir zum Einsatz an die Ostfront kamen, wurde die Truppe aber noch zur Bekämpfung von Partisanen im Raum um Smolensk ein- gesetzt. In dieser Zeit wurden wir nachts in bewohnte Bauernhäuser in den rus- sischen Dörfern einquartiert. Es waren durchweg kleine Einfamilien- Holzhäuser, aus Baumstämmen gefügt, die Ritzen mit Lehm verschmiert. Im großen Wohnraum stand immer ein Ofen mit einer direkt angebauten ca. 1m ho- hen Liege, auf der die ganze Familie schlief. Wir schliefen mit unseren eigenen Decken zugedeckt auf den Lehm- oder Holzböden des Raumes. Die Häuser wa- ren ausnahmslos völlig verwandt, oft waren die Balkenritzen dicht, in schwarzen schmalen Streifen mit Wanzen besetzt. Für die meisten von uns waren solche Insekten ungewohnt, wir hatten oft qualvolle Nächte und waren am Morgen

stark zerbissen. Einem der Kameraden waren mehrfach morgens die Augenlider durch Wanzenbiss so geschwollen, dass er erst nach Stunden wieder richtig sehen konnte.

Die Landstraßen im Raum um Smolensk waren kaum ausgebaut, meist bestanden sie nur aus festgefahretem Erdboden. Teilweise waren es so genannte Knüppeldämme, da waren einfach rohe Baumstämme senkrecht zur Fahrtrichtung aneinander gereiht. Sie sollen erst unter deutscher Regie entstanden sein. Die nicht befestigten Straßen waren bei Regen teilweise so verschlammt, dass regelrechte Schlammlöcher entstanden, die mehr und mehr vergrößert, von den Militärfahrzeugen immer weiter umfahren wurden.

Kontakt mit Partisanen hatten wir fast keinen. Bei den Wacheinsätzen hörten wir nachts oft Geräusche, die auf Aktivitäten deuteten. Gelegentlich schoss nachts ein Posten, weil er irgend etwas Bedrohliches gesehen oder gehört haben wollte. Zu Schusswechsel kam es nicht. Am letzten Tag im Hinterland hieß es, ein Dorf wäre von Partisanen besetzt. Es wurde ohne Rücksicht auf die Zivilbevölkerung mit unseren Geschützen beschossen.

Das Straßenproblem löste sich Ende November mit Frosteinbruch. Dann kam auch unsere Truppe an der Frontlinie westlich von Moskau in Stellung. Ich erinnere mich nur noch an ein von allen Einwohnern verlassenes Dorf Nikolskoje (oder so ähnlich), 2 bis 3 km entfernt von unserer Batteriestellung. Diese lag 1 bis 2 km hinter den Schützengräben. Aus dem bereits gefrorenen Boden mussten die Mannschafts- und Munitionsbunker mit Spitzhacke und Schaufel ausgehoben werden. Die Erdlöcher von vielleicht 4 bis 6 m² Größe und 2 m Tiefe wurden mit ein bis zwei Lagen Holzbalken oder Baumstämmen abgedeckt und darauf kam die ausgehobene Erde. Die Holzbalken wurden aus nahe gelegenen durch vorangegangene Kriegshandlungen zerstörte Holzhäusern angetragen oder es wurden Baumstämme aus nahen Birkenwäldchen gefällt. Anfangs hatten wir nur Äxte für das Fällen der Bäume und das Zurechthauen von Baumstämmen und Balken. Nach einigen Tagen wurden dann Sägen angeliefert. Das alles war fürchterliche Arbeit. Kaum war eine gefrorene Erdschicht durchbrochen, war sie über Nacht wieder zugefroren. Mitunter wurden wir auch bei den Bunkerarbeiten mit den Raketengeschossen von Stalinorgeln oder Ratsch Bum-Granaten beschossen.

Stalinorgeln wurden deutscherseits die Raketenwerfer der sowjetischen Armee genannt, russischerseits Katjuschas. Das Abfeuern der Raketen hörte sich schauerlich an, die großkalibrigen Geschosse selbst waren bei Auftreffen und Explosion aber relativ harmlos, da sie in nur wenige Teile zerfielen, manchmal nur als

aufgerissene rohrförmige Stahlkörper von etwa 15 cm Durchmesser und 1 m Länge herumlagen.

Die 7,62 cm Ratsch Bum Granaten waren gefährlicher. Der Ursprung des Namens der Granaten oder sowjetischen Geschütze, hing mit der nahe Schallgeschwindigkeit liegenden Geschossgeschwindigkeit zusammen, dadurch lagen Abschusknall und Detonationsknall der Granaten dicht beieinander. Die sowjetische Artillerie hatte zwar mit diesen Geschützen eine hohe Treffsicherheit, wegen des kleinen Kalibers und der auch relativ geringen Splitterwirkung war die „Effektivität“ aber wesentlich geringer als die unserer 10,5 cm Granaten. Die Schlafstätten der Bunker haben wir mit nicht ausgedroschenem Flachs ausgelegt. Die Flachsfelder waren wegen der Kriegshandlungen nicht mehr abgeerntet worden. Kurze Zeit nach dem wir die Bunker bezogen hatten, traten bei einigen der Kameraden Kleiderläuse auf. Wenige Wochen danach waren wir alle völlig verlaust. Die Morgentoilette begann dann mit Absuchen von Läusen aus den Hemden, und Nissen, den Läuseeiern, in den Hemdnähten. Sie wurden zwischen den Nägeln der beiden Daumen zerdrückt, geknackt sagten wir. Die Kameraden waren unterschiedlich von Läusen befallen. Ich fand nur etwa 15 jeden Tag, manche über 80.

Die Frontlinie an der unsere Batterie eingesetzt war, blieb bis zum März 43, von gelegentlichem beidseitigen Artilleriebeschuss und ständigem Gewehr- und Maschinengewehrbeschuss abgesehen, verhältnismäßig ruhig. Ab Sommer 42 hatte sich das Kriegsgeschehen an der Ostfront für die deutschen Truppen von Angriff, zu Stellunghalten und dann Rückzug gewendet. Vom Herbst 42 bis Januar 43 waren die deutschen und sowjetischen Truppen auf den Kampf um Stalingrad konzentriert. In den übrigen Frontbereichen, auch in unserem Abschnitt, war meist Stellungskrieg mit gelegentlichen sowjetischen Angriffen mit nur wenigen T34-Panzern, die aber leicht abgewehrt werden konnten. Unsere Batteriestellung mit den Mannschaftsbunkern wurde ständig aber nicht sehr massiv mit Ratsch-Bum-Granaten und Stalinorgelraketen beschossen. Ab und zu flogen sowjetische Kampfflugzeuge, ohne Bombenabwurf oder Beschuss, im Tiefflug über unsere Stellung. Wir nannten sie Nähmaschine und Lahme Ente. Hoch am Himmel sahen wir mitunter Luftkämpfe zwischen sowjetischen Jagdflugzeugen (Radda oder so ähnlich nannten wir sie) und deutschen Messerschmidt Maschinen. Dabei war die Überlegenheit der deutschen Maschinen immer sehr deutlich. Der Einsatz von Fallschirmartillerie mit unseren Spezialgeschützen im Stellungskrieg war kriegstechnisch völlig sinnlos. Die Leichtgeschütze hatten kürzere Reichweite und größere Streuung als die Geschütze gleichen Kalibers der

Heeresartillerie. Dazu waren die Spezialkartuschen sehr viel schwerer und voluminöser als die der normalen Artillerie.

Ich war anfangs an einem der Geschütze als zweiter oder dritter Kanonier eingesetzt.

Irgendwann bekamen wir gefrorenes Brot zu essen. Ausgehungert, wie wir waren, haben wir es noch gefroren herunter geschlungen. Ich und viele andere bekamen daraufhin, oder infolge einer Infektion, heftigen Durchfall. Oft konnten wir nicht mehr die Latrine (drei Balken über einer Grube, einer zum Auftreten, einer zum Sitzen, einer zum Festhalten) erreichen und dann lief der dünne Kot in die Unterhose und die Strümpfe. Wenn der dann getrocknet war, zogen wir uns außerhalb des Bunkers in der Eiseskälte aus und schüttelten das Blätterartige in den Schnee. Das Waschen beschränkte sich meist auf Abreiben von Gesicht und Händen im Schnee. Rasieren mussten wir uns aber gelegentlich. Einmal oder zweimal durften wir etwa drei km im Hinterland zum Tross und eine primitive Sauna benutzen. Während des Saunabesuchs wurden unsere Unterwäsche und Uniformen in einen speziell hergerichteten Ofen zum Entlausen gehangen. Da Einige trotz Verbotes Patronen von Karabinern oder Maschinenpistolen in den Taschen stecken hatten, explodierte immer wieder Munition und beschädigte Uniformteile. Diese Entlausungsart war deshalb von den Soldaten verpönt. Für die beschädigte Uniform gab es keinen Ersatz.

Es muss um die Weihnachtszeit gewesen sein als einer der Kameraden während seiner nächtlichen Wache in den Verpflegungsbunker einbrach, sich dort satt aß und danach erschoss. Der Batteriechef teilte den Angehörigen mit, er wäre gefallen.

Von meinem Schlaflager habe ich, soviel das ungedroschene Flachs hergab, die Leinenkörner aus den Kapseln gepult und gegessen. Immer wenn ich heute solche Leinenkörner sehe, z.B. auf Mehrkornsemmeln aufgestreut, erinnere ich mich an die Bunkerzeit.

Beim Abholen eines Balkens aus einem durch das Kriegsgeschehen zerstörten Bauernhaus fanden wir, ein Kamerad und ich, ein altes totes Paar gefroren in einem der Zimmer liegen. Unmittelbar neben ihnen ein Haufen gefrorener Kartoffeln. Soviel wir davon einstecken konnten, haben wir mitgenommen, im Bunker gemeinsam mit den anderen Kameraden zubereitet und gegessen. Scham und Ekel waren völlig abhanden gekommen.

Alle vier Stunden hatten wir zwei Stunden Wache. Ich hatte eine Sternenkarte bei mir. In den meist sternenklaren Nächten habe ich mit ihrer Hilfe Sternbilder zu identifizieren gesucht. Das war nicht einfach, denn ich konnte die Karte ja nur im Bunker bei dem spärlichen Bunkerlicht ansehen und musste versuchen,

mir die Sternbilder für den Wachgang einzuprägen. Mit Dagmar, meiner Bekannten und Freundin, die ich in den Semesterferien vor meiner Einberufung kennen gelernt hatte, hatte ich ausgemacht, bei dem ausgeprägten W am Sternenhimmel, dem Sternbild der Kassiopeia und Initial meines Vornamens, aneinander zu denken. Das eine und das andere, Hilfe, um das Elend und den Stumpfsinn des Frontalltags zu ertragen.

Im Dezember wurde ich zur B-Stelle kommandiert. Die Beobachtungsstelle lag auf einem Hügel wenige hundert Meter hinter den Gräben der Frontlinie. Von hier hatte man weite Sicht über den Frontabschnitt. Die offene Beobachtungsstelle selbst, etwa fünf Meter vom Mannschaftsbunker entfernt, lag unter ständigem Gewehr- und Maschinengewehrbeschuss. Jedes Mitglied der Mannschaft der B-Stelle musste alle zwei Stunden für zwei Stunden auf Wache. Die Wachposten hatten Filzüberziehtiefel und Pelzmäntel zum Schutz gegen die eisige Kälte, die bei minus 20 Grad Celsius oder niedriger gelegen haben mag. Meist war es windstill, da war die Kälte erträglich. Schlimmer als die Kälte beim Postenstehen ist mir das Jucken durch die unter den dicken Pelzen sehr aktiven Läuse in Erinnerung. So haben sich die Doppelposten oft gegenseitig durch Reiben der Rücken mit den Gewehrkolben Erleichterung zu schaffen versucht.

Hinter der sowjetischen Frontlinie waren offensichtlich Lautsprecheranlagen aufgebaut oder wurden nachts auf LKWs herangefahren. Jedenfalls dröhnte fast jede Nacht laut die Aufforderung über die Schützengräben: *Kamerad komm rüber*, in 10 oder 20 Sekundenabstand oft stundenlang wiederholt. Die Frontlinie bot in den sternenklaren Nächten oft ein malerisches Bild. Immer wieder waren auf beiden Seiten Leuchtkugeln am Himmel zu sehen, erst im Bogen steigende und dann fallende Lichthaufen. Besonders ist mir die Sylvesternacht in Erinnerung. Um Mitternacht war Ablösung für den zweistündigen Wachdienst. Um Mitternacht verstummte das übliche gelegentliche Feuer der Infanteriewaffen und von beiden Seiten wurden Leuchtkugeln in die Luft geschossen. Ein malerisches Bild in der sternenklaren Nacht und ich versuchte mich in die Soldaten auf der Gegenseite ein zudenken.

Der Bunker für die Mannschaft war so klein, dass auf der Liegepritsche dicht gedrängt Mann an Mann lag. Kam man nach zwei Stunden vom Wachdienst, dann war kein Platz zum Liegen. Man musste sich einfach auf, zwischen zwei schlafende Kameraden legen, die dann allmählich, noch schlafend, beiseite rückten. Unerklärlich ist mir heute, wie die in den winzigen, ungelüfteten Bunkern zusammengepferchten 6 bis 8 Männer, ohne zu ersticken, überleben konnten. Bei den Tageslebensmittelportionen wurde Butter in einem Klumpen angeliefert. Der älteste Obergefreite, respektiert, weil schon im Kretaeinsatz und im

harten vorangegangenen Winter vor Leningrad bei der Truppe, teilte auf. Die von ihm geteilten Butterportionen waren sehr unterschiedlich und er suchte sich schließlich als Dienstältester die größte aus.

Von der B-Stelle wurde ich, vermutlich weil Ingenieurschulstudent, als Batterierechner zurück in die Batteriestellung kommandiert. Dort erhielt ich, exakt alle drei Stunden nach Klingeln des Feldtelefons, mit der Ankündigung „Barbara, Barbara, Barbara“ Wettermeldungen und musste danach die Feuerkommandos für die im gegnerischen Frontbereich und Hinterland eingeschossenen Ziele umrechnen und für eventuell neue, nach Karte aus gesuchte Ziele berechnen. Barbara ist die Schutzheilige der Artillerie. Die Wettermeldungen bestanden aus Windstärke, Windrichtung, Temperatur und Luftfeuchtigkeit. Durch meine Aufgabe war ich vom Wachestehen, den Küchendiensten und den weiteren Arbeiten zum Ausbau der Stellung befreit.

Wir hatten drei Offiziere in der Batterie. Batteriechef war Leutnant Günter Ramin. Er mag Ende zwanzig gewesen sein, war Reservist, jung verheiratet, an seinen Beruf kann ich mich nicht erinnern. Ein Mann mit Charisma, wie ich wenige in meinem Leben kennen gelernt habe. Ein Bilderbuchoffizier, in dem Sinne, dass sich eine Truppe keinen besseren wünschen konnte. Oberleutnant Schall, obwohl ranghöher, war Ramin unterstellt. Er war auch Reservist, schüchtern und unscheinbar, ein Österreicher, wir nannten ihn Poldi. Leutnant Paul war aktiver Offizier, eingebildet, überheblich, arrogant. Außer Ramin verstanden m.E. die Offiziere wenig von Artilleristik.

Unter den Kameraden an der Ostfront war mir nur einer sympathisch, Wilfried Kaden. Mit ihm hatte ich mich angefreundet. Er stammte aus Niederschlesien und war wohl bei deutschen Jugendmeisterschaften im Turm- oder Brettspringen Drittbester. Er war gleich nach dem Abitur eingezogen worden, außerordentlich sensibel, ganz anders als die meisten anderen und, wenn ich mich recht erinnere, bekennend evangelisch. Mit ihm habe ich über die Sinnlosigkeit dieses Krieges und die mehr und mehr deutlich werdende Hoffnungslosigkeit auf den immer wieder beschworenen Endsieg sprechen können. Auch über meinen christlichen Glauben, an dem ich mehr und mehr zu zweifeln begann. Leider wurde Wilfried später, in Frankreich, zu einer anderen Batterie versetzt. Er ist dann 1944 gefallen.

Einer der Kameraden, Obergefreiter Lange, im gleichen Bunker, bekam mitunter Nesselfieber. Dann überzog sich sein ganzer Körper mit Pusteln dicht an dicht. Wenn er das Kommen vorab spürte, durfte/konnte er zum zwei bis drei km hinter der Frontlinie liegende Revier laufen und bekam dort Spritzen, so hieß es. Wenn der Anfall plötzlich kam, zog er sich vollständig aus und wir Bunkerka-

meraden bürsteten seine zugänglichen Körperteile ab, um den Juckreiz erträglich werden zu lassen. Irgendwann bekam er Nachricht, dass der letzte von mehreren Brüdern gefallen wäre und er deshalb in die Heimat zurück dürfe und nicht mehr zum Fronteinsatz müsse. Er wollte nicht zurück, es gab ein seltsames Zusammengehörigkeitsgefühl. Alle wollten zurück, aber nur gemeinsam.

Ein anderer Kamerad, Obergefreiter Bernhard Heinemann, ein ausgesprochen schöner Mann, aber geistig etwas zurückgeblieben, naiv, wurde ständig gehänselt, auf die Schippe genommen, wie man damals sagte. Ihm behagte das sehr, weil er dadurch im Mittelpunkt stand und beachtet wurde. Er wäre, so wie er nun einmal war, nicht ganz klar im Kopf, meinte er, weil er früher, bei der berittenen Artillerie, vom Hufschlag eines Pferdes am Kopf getroffen worden wäre. Außerdem litt er, wie er glaubte am Kalten Trunk. Weil er einmal, in der Kaserne in Halberstadt, nach einer starken Erhitzung eine große Menge eiskalten Wassers getrunken habe, hätte er eine Magenerweiterung bekommen. Woher er seine Magenerweiterung auch hatte, dass er sie hatte, daran bestand kein Zweifel. Als einmal eine große Menge gefrorener Kartoffeln gefunden worden war, hat er nach einer Wette einen zehn Liter Wassereimer voll geriebener, zu Plinzen gebratener Kartoffeln hintereinander aufgeessen. Sein Bauch wurde ballig kugelhalbrund wie bei einer Schwangeren und er musste am Weiteressen gehindert werden, weil er sonst wohl geplatzt wäre.

Solcher Art waren die Unterhaltungen in den Bunkern: Ein Obergefreiter, ehemaliger Matrose erzählte von unglaublichen erotischen Erlebnissen in Hafenkneipen. Am schlimmsten, soll es in Casablanca zugegangen sein, auch sodomitisch. Häufig wurde gesungen, entweder sehr sentimentale Heimatlieder oder erotische Lieder. Vorrang hatten die Verse über Frau Wirtin, ihr Töchterlein und ihre vielen Verwandten und Bekannten.

Von besonderer Bedeutung für jeden Soldaten war die Feldpost. Briefe oder Päckchen von Angehörigen oder Freunden zu erhalten, waren die Höhepunkte im Leben der Soldaten an der Front und zum Erhalt des Lebenswillens und der Lebenskraft, waren sie vergleichbar wichtig wie Verpflegung. Nicht weniger wichtig, das Schreiben. Das Wissen um die Angst in der Heimat und die Beschwichtigung der Betroffenen, ließ die eigenen Nöte und Ängste geringer werden. Feldpostpäckchen im Gewicht bis 1 kg waren besonders begehrt wegen darin enthaltenem Essbaren. Sie wurden in der Regel in den Bunkern vom Empfänger aufgeteilt. Er selbst behielt sich etwas mehr und das nichtessbare Persönliche.

Im Januar 43 hatte die Sowjetunion die verlustreichste Schlacht des Krieges, die Schlacht um Stalingrad gewonnen. Damit hatte der 2. Weltkrieg seine entschei-

dende Wende zugunsten der späteren Siegermächte genommen. Nach vergeblichen deutschen Versuchen, im südlichen Teil der Ostfront, noch einmal das militärische Geschehen zu wenden, begannen, kurz vor dem kalendarischen Frühlingsanfang, sowjetische Großangriffe in unserem Frontabschnitt. Unsere Batteriestellung wurde mit Stalinorgeln und Artillerie heftig beschossen. Es erfolgten Panzerangriffe mit einer großen Zahl der typischen kleinen T34-Panzer. Die Panzer wurden mit wenigen 8,8-Flakabwehrgeschützen, die auf Selbstfahrlafetten montiert waren, im Direktbeschuss abgeschossen.

Als erster fiel unser Batteriechef Ramin bei dem Großangriff auf unsere Einheit. Er hatte sich, als die sowjetischen Truppen in großer Zahl und mit vielen Panzern in die Schützengrabenlinie unserer Jägereinheit einbrachen, als vorgeschobener Beobachter, aus der Deckung seines Beobachtungsstandes begeben, um das Abwehrfeuer seiner, unserer Batterie, besser leiten zu können. Ihm wurden beide Beine an den Oberschenkeln abgeschossen und er ist schnell verblutet. Der Tod unseres Batteriechefs hat mich zutiefst betroffen. Ich habe in meinem Leben wenig Menschen kennen gelernt, die ich mir so sehr wie ihn als Freund gewünscht hätte. Ich habe gelegentlich mit ihm diskutieren können. Der Anlass für unsere Diskussionen war, ich hatte den Hyperion von Hölderlin und den Zarathustra von Nietzsche in meinem Frontgepäck und habe manchmal, bei trübem Bunkerlicht darin gelesen. Er war sehr gebildet, war mir literarisch und philosophisch weit überlegen und verspottete mich anfangs wegen meines ungewöhnlichen Interesses. Ich erinnere mich, er empfahl mir an Stelle der von mir ausgewählten Literatur, den Faust zu lesen. Ich wollte mit ihm über den von mir längst angezweifelte Sinn dieses Krieges und die Aussicht ihn noch gewinnen zu können sprechen. Er lenkte sofort vom Thema ab. Aber, da er meinem erkennbaren Zweifeln nicht widersprach, wurde mir deutlich, auch er war hoffnungslos.

Der sowjetische Angriff auf unsere Frontlinie wurde abgewehrt, aber wir hatten so schwere Verluste, vor allem die Jäger in den Schützengräben, dass die Truppe zur „Auffrischung“ abgelöst wurde.

Auf dem Weg zum Verladebahnhof wurden wir zu Übernachtungen wieder mehrmals in bewohnten Bauernhäusern einquartiert. Die Not unter der Bevölkerung muss sehr groß gewesen sein. Als ein Kamerad und ich nur zu zweit bei einer Bäuerin einquartiert waren, bot uns diese an, für ein Brot mit ihrer Tochter zu schlafen. Die Tochter mag kaum dem Kindesalter entwachsen gewesen sein. Das verummte Mädchen mit hübschem Gesicht, sah uns flehend an, wobei ich ihr Flehen nicht deuten konnte. Wir lehnten beide ab, hatten aber auch gar keine Lebensmittel bei uns, denn das Zugeteilte wurde immer sofort aufgegessen, und

wir waren selber immer hungrig. Es tat mir sehr leid und hat wehgetan, dass ich den beiden nichts geben konnte. Ich fühlte mich mitschuldig, denn wir Deutschen hatten das Land besetzt und ließen die Bevölkerung hungern, beinahe verhungern.

Wieder wurden wir in Smolensk oder Witebsk in Güterwagen verladen und fuhrten und fuhrten mit unbekanntem Ziel gen Westen. Ich erinnere mich noch, wie unser Zug an einem trüben Morgen ohne zu halten durch meine Heimatstadt Sorau fuhr. Schließlich waren wir wieder in Nordfrankreich, bei unserer Ersatz Einheit in Bagnoles.

Anfang Juni erhielt ich 14 Tage Heimaturlaub. Es war ein gutes Gefühl wieder zivile Kleidung zu tragen. Für drei Tage fuhr ich meine Freundin Dagmar in Löwenberg besuchen.

Nach meiner Ankunft in Bagnoles, meine Rückreise erfolgte über Paris, wobei ich kaum etwas von der Stadt sah, war meine Einheit nach Südfrankreich verlegt und ich erhielt den Marschbefehl zu ihr. Wieder führte meine Reise über Paris und ich kam am ersten Pfingstfeiertag nach Avignon. Von dort war wegen der Feiertage keine Weiterfahrt zu meiner Truppe möglich und ich konnte/musste die Pfingstfeiertage in Avignon verbringen. Von Avignon wusste ich noch aus dem Geschichtsunterricht vom Nebenpapst und kannte das Lied „Sur le pont d’Avignon...“ aus dem Französischunterricht. Brücke und Papstpalais konnte ich aber nur entfernt vom Rhoneufer her sehen.

Die Truppe lag im Quartier nahe Avignon am Alpenrand. In einer wunderschönen Vorgebirgslandschaft wurden wir für den Kampf im Gebirge vorbereitet. Die Erinnerung an das Zirpen der Zikaden und der Lavendelduft sind mir bis heute geblieben. Neben unseren Zelten haben wir häufig Taranteln gesehen, sind vor ihnen gewarnt worden und haben sie gefürchtet. Ob es welche waren? Die Ausbildung wurde abrupt abgebrochen und wir wurden auf einem nahe liegenden Flugplatz mit einigen Probesprüngen auf einen Fallschirmjäger Einsatz im Mittelmeerraum vorbereitet. Dann wurden wir aber plötzlich in Raumfluggleiter (oder so ähnlich hießen sie) geladen und starteten gen Sizilien wo alliierte Truppen gelandet sein sollten. Es handelte sich um große Transportsegelflugzeuge, die ohne eigenen Motor von Motorflugzeugen geschleppt wurden. Nach kurzem Flug zum Mittelmeer kehrten unsere Maschine um. Wir landeten wieder auf dem Flugplatz, auf dem wir gerade gestartet waren. Die Maschinen vor uns waren abgeschossen worden.

Es folgte ein Eisenbahntransport entlang der Mittelmeerküste, der Riviera, wie immer bei diesen militärischen Transporten, mit für die transportierte Truppe unbekanntem Ziel. Die Fahrt war wunderschön. Während eines Zwischenauf-

enthaltene konnten wir an diesem Tage aufgewühlten Mittelmeer baden. In einer Stadt am Ligurischen Meer, ich meine nahe Nizza, bin mir aber gar nicht mehr sicher, ob es noch in Frankreich oder schon in Italien war, hatten wir Aufenthalt und die Möglichkeit den Ort zu besichtigen. Was mir noch in Erinnerung ist, dass ich dort so gutes italienisches Eis gegessen habe, wie noch nie in meinem Leben. Ich kannte bis dahin nur das einfache Tüteneis aus der Vorkriegszeit in meiner Heimat. In den Straßen der Stadt sahen wir ein Auto, aus dem Männer mit Stangen stiegen. An den Stangen waren Schlingen befestigt. Damit fingen sie einen der zahllosen in den Straßen streunenden Hunde und sperrten ihn in den Kasten des Wagens, der mit heulenden weiteren Hunden schon gefüllt war. Was mit ihnen wohl geschehen sein mag? (Ich sehe vor mir die Empörung in den Augen meiner Tochter Karin und meiner Nichte Anita. Aber selbst wenn wir gewollt hätten, wir hätten den Hunden wahrlich nicht helfen können.)

Mit drei Kameraden war ich in der Stadt. Der dicke Phillip, so nannten wir ihn, ein stämmiger Forstadjunkt aus dem Umkreis von Andernach am Rhein, wollte unbedingt das örtliche Bordell besuchen. Ich war noch nie in einem solchen Haus gewesen, habe auch später nie eines besucht, ließ mich aber doch zum Mitgehen überreden. Es war ein sehr ordinärer Soldatenpuff. Als einer meiner Kameraden eines der Zimmer öffnete, in der es offensichtlich zur Sache ging, sprang eine dicke langhaarige gar nicht mehr junge Nackte vom Sündenpfuhl und spuckte mich an, der in der Nähe stand, ausgerechnet mich. Hübsche junge, gerade unbeschäftigte Mädchen, ich meine sie waren alle auffallend blass, nur mit langen hellen Morgenmänteln bekleidet, ließen diese gern offen stehen, um ihre Reize bewundern zu lassen. Als, der andere Kamerad, nicht der dicke Phillip, eines der Mädchen fingerte um ihre Weite zu prüfen, und das Ergebnis auch noch zotig beschrieb, war es mir zu viel, ich habe das Haus verlassen. Immerhin, die zwei anderen waren mir zwar böse, aber sie kamen mit mir.

Die weitere Zugfahrt führte uns schließlich nach Ostia. Nahe Ostia Antica, in einem parkartigen Waldgebiet, das dem Italienischen König gehört haben soll, kampierten wir im Zeltlager, in Zelten, errichtet aus den zur persönlichen Ausrüstung gehörigen Zeltbahnen. Dort verbrachten wir etwa 4 Wochen.

Die Ruinen aus der vorchristlichen Römerzeit von Ostia Antica waren erst wenige Jahre zuvor ausgegraben worden. Wir konnten sie besichtigen, ein unvergessliches Erlebnis. Es waren zwar nur noch die Grundmauern der Gebäude bis zu etwa 50 cm Höhe erhalten, aber die Struktur der kleinen Ortschaft war noch gut erkennbar. Auf den etwa 2m breiten Straßen befanden sich im Schrittabstand gleichmäßig hohe, oben ebene Steine, die zum Begehen bei Überschwemmungen gedient haben mögen. In manchen Häusern waren Badewannen mit zum

Teil plastischen Verzierungen der Seitenwände, nackte Frauen, Männer- und Kindergestalten.

Unsere Abteilung mit drei oder vier Batterien, etwa 500 Männer, kampierten in dem Wäldchen. Für Ernährung und Hygiene stand allen nur ein öffentlicher Brunnen, ein Rinnsaal aus einem Wasserhahn in anderthalb Meter Höhe zur Verfügung. Die Ergiebigkeit mag 1 bis 2 Liter/min gewesen sein. Da kam die Hygiene sehr kurz weg, aber das waren wir vom Fronteinsatz in Russland gewöhnt. Ab und zu marschierten wir zum vielleicht 1,5 km entfernten Lido südlich von Ostia und konnten dort im Meer baden. Da wir keine Badehosen hatten und somit nackt badeten, mussten wir uns immer weit abseits von den pruden italienischen Anwohnern halten. Hauptmann Gaasch, nach dem Tod von Ltn. Ramin unser Batteriekommandeur, sammelte am Strand Muscheln und schlürfte sie genießerisch aus. Im Wald gab es Schildkröten. Einer der Zeltkameraden fing eine, durchbohrte ihren Panzer und band sie an einer langen Schnur am Zeltrand fest. Ein anderer Kamerad aus unserem Zelt, Tielmann, konnte sich mit seinen lateinischen Schulkenntnissen gut mit Italienern verständigen, er behauptete es jedenfalls. Er wurde mit einem Lkw in die nächste Stadt geschickt, um dort Wassermelonen für die Angehörigen der Batterie zu kaufen. Ich habe dann zum ersten Mal Melonen essen können, und wurde, als Zeltkamerad von Tielmann, beim Verkauf bevorzugt.

Anfang September 1943 schloss Italien unter Marschall Badoglio einen Waffenstillstandsvertrag mit den Alliierten ab, kündigte damit das Bündnis mit Deutschland. Die deutsche Truppen erhielten den Befehl die italienischen zu entwaffnen und zu internieren. Unser Batteriechef, Hauptmann Gaasch, befahl einem Feldwebel und mir, dem Gefreiten, mit ihm zu kommen. Gaasch, von Beruf Gymnasiallehrer im gehobenen Dienst, war ein freundlicher, gütiger Herr, den ich sehr mochte und er mochte mich wohl auch. Mit einem Krad (Motorrad mit Anhänger) fuhren wir zu einem Castel nahe unserem Kamp, dem Sitz des Kommandeurs einer kleinen italienischen Truppeneinheit. Als wir an dem umzäunten, parkartigen Gelände ankamen, stand ein italienischer Soldat vor einem Eingangstor. Er wollte uns mit quer gehaltenem Gewehr, seinem Wachposten Auftrag entsprechend, am Eintritt hindern. Hptm. Gaasch wechselte kein Wort mit dem Mann, nahm seine Maschinenpistole von der Schulter und schoss ihn mit einer Salve in Brust und Bauch nieder. Der Soldat war sofort tot. Das war purer Mord. Der Italiener hatte seine Waffe nicht auf uns gerichtet, uns nicht ernsthaft bedroht. Man hätte ihn beiseite schieben und ihm seinen Karabiner abnehmen können. Er hätte sich mit Sicherheit nicht gewehrt. Ich war inzwischen von der Ostfront vieles gewöhnt, hatte Sterben und Verwundung von eigenen

und gegnerischen Soldaten kennen gelernt, aber noch nie einen so brutalen Mord erlebt. Und das von einem gütigen Gymnasiallehrerreservisten, der Wert auf seine humanistische Bildung legte. Übrigens, das Personal der Kommandantur hatte die Villa mit unbekanntem Ziel verlassen. Vielleicht hatten sie den Wachsoldaten von niedrigem militärischen Rang einfach vergessen. Ich hatte nicht den Eindruck, dass sich Hptm. Gaasch von seinem Mord betroffen fühlte, er mag ihn eher als Heldentat gefühlt haben. Hptm. Gaasch ist ein Jahr später, im Herbst 44, an der italienischen Front gefallen. Das befreit ihn in meiner Erinnerung nicht vom Vorwurf des Mordes. Tucholsky sagte einmal, Soldaten sind Mörder, er hatte das Recht dies zu sagen, denn er war im ersten Weltkrieg selbst Soldat. Aber dennoch, auch bei zulässiger Verallgemeinerung, maßloses individuelles Verhalten kann auch im Kriege nicht entschuldigt werden. Aber Recht oder Unrecht, mir blieb und bleibt die brutale Fühllosigkeit des freundlichen Humanisten unbegreiflich. Ich werde im späteren Bericht, noch einmal auf verantwortungsloses Verhalten unseres gütigen Batteriechefs zurückkommen. Unmittelbar nach dem italienischen „Verrat“, wurde unsere Truppe nach Bracciano verlegt, einem kleinen Ort am kristallklaren Gebirgssee gleichen Namens, nordöstlich von Rom. Beim Baden konnten wir am Grund in 10 oder 20 m Tiefe ganz deutlich das Wrack eines abgeschossenen Flugzeuges erkennen. In Bracciano wurde unserer Truppe ein militärisches Depot der italienischen Armee zur Plünderung freigegeben. Wir durften dort entnommene Uniformteile nach Deutschland an unsere Familien senden. Eine arme italienische Frau, Mutter von vier Kindern, wie sie uns zu verstehen gab, suchte mit uns zwischen den Uniformteilen nach Brauchbarem. Plötzlich explodierte eine Eierhandgranate und zerriss der Frau den Unterleib. Sie ist noch am gleichen Tag in einem unserer Lazarette verstorben. Die Italiener hatten beim Verlassen des Lagers entscherte Eierhandgranaten mit Aufschlagzünder zwischen den Beständen, aus Protest gegen die Übernahme durch deutsche Truppen, deponiert. Wir sind erst durch den Tod der Frau auf die gefährliche Hinterlassenschaft aufmerksam geworden.

In Bracciano blieben wir nur wenige Tage. Wir wurden dann an den Rand von Rom verlegt, das von den Italienern gegen die deutsche Übernahme verteidigt wurde. Hinter einem Hügel gingen die Geschütze unserer Batterie zum Beschuss von Rom in Stellung. Ich war im Befehlsstand auf dem Hügel, Rom vor uns. Mit dem Scherenfernrohr konnten wir Details der Stadt gut erkennen. Entsetzlich die Vorstellung Rom beschießen zu müssen. Ich habe mehr an die Menschen in der Stadt, als an die Kunstwerke gedacht. Ich war sehr erregt und habe in diesem

Zustand meine erste Zigarette geraucht und von da an, so wie die anderen auch, gequalmt.

Zum Glück kam der Befehl vom Armeekommando, die Stadt und die Bevölkerung weitgehend zu verschonen und Rom im infanteristischen Kampf einzunehmen. Auch wir Artilleristen wurden auf Lkws mit Maschinengewehren geladen und mussten Rom im Kampf besetzen. Wir wurden heftig mit Gewehren und Maschinengewehren beschossen und schossen zurück. Aber schon nach wenigen Stunden stellten die Italiener den Kampf ein. Die italienischen Soldaten wurden teilweise interniert, die meisten verschwanden spurlos in der zivilen Bevölkerung. Die Verluste waren auf beiden Seiten eher gering. Ich war beinverwundet und musste in ein Lazarett nahe Rom.

Das Lazarett war völlig verwanzt. Wir stellten die vier Beine unserer Betten in mit Petroleum gefüllte Schalen. Das half auch nicht, die Biester ließen sich nachts von der Decke fallen. Zum Glück hatten wir zu unserer Ausrüstung Tropennetze bekommen, die spannten wir über unsere Betten und legten uns auf die Ränder der Seitenbahnen. Das half einigermaßen, manchmal bissen sie dennoch an Stellen, an denen Körperteile das Netz berührten..

Unsere Truppe war inzwischen in Adrianähe verlegt worden. Zwischen Pescara und Tivoli waren alliierte Truppen gelandet und hatten einen Brückenkopf gebildet. Jetzt begann für mich ein seltsames Erlebnis. Ich wollte unbedingt zurück zu meiner Batterie. Einerseits wollte ich raus aus dem verwanzten Lazarett, andererseits hielt ich mich, der unbedeutende Gefreite, für meine Batterie unentbehrlich und ich teilte die überhebliche Wahnvorstellung aller Angehörigen dieser Elitedivision, jeder Feindtruppe überlegen zu sein. Ich versuchte durch Gedankenübertragung meinen Batteriechef zu veranlassen, mich aus dem Lazarett abholen zu lassen. Stundenlang versuchte ich durch intensives suggestives Denken mein Ziel zu erreichen. Und es ist kaum zu glauben. Ich mag vielleicht eine oder zwei Wochen im Lazarett gelegen haben, da kam ein Offizier mit Beiwagenrad zu unserem Lazarett und verhandelte mit dem verantwortlichen Militärarzt um meine Entlassung. Hauptmann Gaasch wollte beim Einsatz seiner Batterie nicht auf seinen Rechner verzichten. Er wusste, dass ich nach Unterricht von Ramin und gründliches Studium von schriftlichen Unterlagen, vor allem der sehr ausführlichen so genannten Schusstafeln, etwas von Artilleristik verstand, mehr als er selbst und seine Offiziere und Unteroffiziere. So wurde ich mit Verbänden an beiden Beinen zurück zur Truppe gefahren. Telepathie ist auch heute noch umstritten. Ich glaube nicht an sie und bin überzeugt, auch mein eigenes Erlebnis war diese seltsame Verknüpfung von Ereignissen, die man, weil undurchsichtig, Zufall nennt.

Der Kampf dauerte nicht lange und die Alliierten zogen ihre Truppen zurück, bildeten aber wenig später die neue Frontlinie in den Abruzzen. Unsere Geschütze kamen gar nicht zum Einsatz, die Kampfhandlungen wurden anscheinend nur infanteristisch und unter Einsatz von Granatwerfern geführt.

Wir bekamen tagelang keine Verpflegung, ernährten uns vorwiegend von getrockneten Feigen, die an den Wänden von verlassenen Bauernhäusern hingen. Auch Gänse waren zurückgeblieben, so haben wir viele Tage nur von gebratenen ungesalzenen Gänsen, Weintrauben und getrockneten Feigen gelebt. Mir ist das in schlimmer Erinnerung. Schlafen wollten wir in Heuschobern. Dort waren Flöhe in Unzahl. Die haben uns mehr als die Wanzen in den russischen Bauernhäusern und die Läuse in den Bunkern gequält. An Schlafen war nicht zu denken. Die Flöhe bissen nicht nur, sie tanzten auf unseren Leibern. Wenn wir unsere Decken ausschüttelten, stiebt sie in Wolken davon. Mit der Feldpost erhielten wir eine der zentralen Tageszeitungen. In ihr war zu lesen, der Menschenfloh wäre nahezu oder überhaupt ausgestorben. Wir haben der Redaktion eine Streichholzschachtel voller Flöhe ohne Kommentar per Feldpost zugesandt, obwohl unsere Quälgeister wohl nicht Menschen- sondern Hühnerflöhe waren. In den Wochen danach, irgendwo in Mittelitalien, mussten sich die Truppen aus dem Lande selbst ernähren. Dies war als Strafaktion gegen die abtrünnigen Italiener erklärt worden. Requirierungskommandos wurden ausgesandt, um die notwendigen Nahrungsmittel zu beschaffen. Ich habe mich, wenn ich mich recht erinnere, als einziger der Gruppe um mich herum, geweigert an solchen Kommandos teilzunehmen. Das hatte nur die Konsequenz für mich, mehr Wache stehen zu müssen als die anderen. Die meisten nahmen gern an solchen räuberischen Aktionen teil, als die ich sie empfand. Aber ich habe schließlich von den requirierten Lebensmitteln auch gegessen.

Als die Kameraden einen Schafsbock brachten, gab es große Probleme ihn zu schlachten. Keiner konnte es. So wurde er zum Verzehr erschossen, abgezogen und das gesamte Fleisch durch einen Fleischwolf aus einem der verlassenen Häuser gedreht.

Die Transporte zu verschiedenen Zielorten konnten nur nachts erfolgen. Am Tag wurden alle Truppenbewegungen von alliierten Jagdbombern angegriffen. Ich kann mich nicht erinnern, ab jener Zeit noch ein deutsches Flugzeug am italienischen Himmel gesehen zu haben. Die Transporte fuhren nachts ohne Licht, weil sonst auch wieder angegriffen. An einem morgen, nach als Beifahrer in einem Lkw durchfahrener Nacht, hielten wir an einem in der Nacht entweder beschossenen oder verunglückten Lastkraftwagen, der völlig ausgebrannt war. In der Fahrerkabine saßen zwei zu kleinen Kohlepuppen verbrannte Leichen.

Unsere Batterie wurde mit italienischen kurzrohrigen Haubitzen für den Einsatz im Gebirge neu ausgerüstet. Für den Transport erhielten wir Maultiere und Esel. Die meisten von uns hatten im Umgang mit Trage- und Zugtieren keine Erfahrung und so war es schon sehr schwierig mit ihnen zurechtzukommen. Aber wir mussten. So zogen wir tagelang durch Abruzzes Täler. Die Esel waren mitunter sehr störrisch. Da wir nicht wussten, wie mit ihnen umzugehen, blieben sie mitunter aus unerkennbaren Gründen stehen. Dann reagierten sie weder auf gutes Zureden noch auf Schläge. Jemand verbreitete die perfide Idee: eine heiße Kartoffel unter den Schwanz geschoben, würde bewirken, dass der Esel sie mit dem Schwanz zerquetscht und dann losrennt. Es wurde wohl auch erfolgreich erprobt. Die Täler, durch die wir zogen, unsere Trag- und Zugtiere trieben, waren menschenleer. Mehrfach kamen wir an etwa 2m hohen pyramidenförmigen Haufen toter, anscheinend neugeborener Lämmchen vorbei. Vermutlich waren sie für Lammfellproduktion vorgesehen. Die Schafherden waren offensichtlich aus dem sich ausbildenden Kriegsfrontgebiet fortgetrieben worden. Wir hatten erste Nachtfroste. In einem teilweise etwas sumpfigen Gebiet versank eines Abends der Esel, den ich mit anderen treiben musste, bis zum Bauch in einem mit Wasser gefüllten Graben. Unsere Bemühungen ihn zu veranlassen heraus zu kommen oder ihm heraus zu helfen, waren erfolglos. Er blieb völlig apathisch stehen. Wir wussten uns keinen Rat. Er tat uns leid, denn inzwischen hatten wir uns mit unseren Tieren angefreundet. So zelteten wir neben unserem Esel. In der Nacht froh es, und es bildete sich eine leichte Eisschicht über dem Wasser in dem unser Esel stand. Er war eingefroren. Am Morgen stand er, wie am Abend, unverrückt. Wir dachten das wäre sein Ende und wollten ihm einen Gnadenschuss geben, reichten ihm aber vorher noch etwas Fressbares vor sein Maul. Da sprang er mit einem Satz aus dem vereisten Graben und war so quicklebendig wie am Tag zuvor.

Schließlich erreichten wir die uns zugewiesene Stellung in einem Abruzzental, vielleicht zehn oder 15 km von Sulmona entfernt. Als wir ankamen, regnete es stark, Eisregen, wir waren völlig durchnässt. In der darauf folgenden Nacht hatten wir Frost. Wir lagen durchnässt in nassen Decken und froren entsetzlich, ich froh mehr als je in Russland. Dann bauten und bezogen wir Bunker. Der Tross war weit von der Batteriestellung entfernt, und so musste alles Erforderliche einschließlich Geschütze und Munition mit unseren Tragtieren in die Stellung geschafft werden. Zwei italienische junge Männer wurden auf dem Marktplatz von Sulmona willkürlich in Haft genommen und als Arbeitskräfte in unsere Stellung gebracht, das hatte letztendlich auch unser Hauptmann zu verantworten.

Die Verpflegung der Truppe war sehr schlecht, schlechter noch als in Russland. Nach dem „Verrat“ der Italiener, gab es einen „Führerbefehl“, dass die Versorgung der deutschen Truppen in Italien mit Lebensmitteln dem Lande zu entnehmen sei. Die Truppenverbände sollten sich durch Requirieren selbst versorgen.

Anfangs hatten wir kaum Schnee, dann mochten, eines nachts, vielleicht anderthalb Meter gefallen sein. Als wir in unserem etwas abseits gelegenen Bunker eines Morgens aufwachten, war er zugeschneit. Nur mühsam konnten wir wieder ans Tageslicht gelangen. Ohne Hilfsmittel war es unmöglich in dem hohen Schnee zu laufen. Aus Ästen und Brettern haben wir uns Hilfsmittel geschaffen, die unter die Stiefel gebunden, uns ermöglichten, Kontakt mit unserer Batterie aufzunehmen. Es schneite noch weiter und schließlich lag der Schnee etwa 2m hoch. Nun waren wir völlig vom Tross und jeglicher Versorgung abgetrennt. Nach einigen Tagen waren die Lebensmittelvorräte aufgebraucht und es wurde begonnen unsere Tragtiere zu schlachten und zu essen. Dabei ließen die Verantwortlichen die zwei Italiener fast verhungern. Als sich der Schnee etwas verfestigt hatte, erhielt ich und ein Kamerad, ich weiß nicht mehr mit welchem Auftrag, nach Sulmona zu gehen. Auf dem Rückweg gerieten wir in einen Schneesturm. Wir hatten keine Winterkleidung. Nach einigen Stunden waren wir fast erfroren und so erschöpft, dass wir zu Boden sanken, ich begann das Bewusstsein zu verlieren, war mir aber gewiss, den Abend nicht mehr zu erleben. Im Gefühl zu sterben, hatte ich - seltsam - kein Angstgefühl, eher eine Hoffnung auf schmerzlose Ruhe, ein verwundertes bewusstwerden des Lebensendes. Plötzlich, in wenigen Minuten flaute der Sturm ab, warmer Sonnenschein, wir konnten beide mit letzter Kraft unsere Stellung wieder erreichen. Wir hatten mit unseren neuen Geschützen Schusstafeln in italienischer Sprache erhalten, die für mich sprachlich unverständlich waren und zudem völlig anders aufgebaut als die unsrigen. Die Informationen waren grafisch angelegt und nicht tabellarisch, wie für die deutsche Artillerie üblich. Keiner der Offiziere und Unteroffiziere konnte mir helfen und auch Nachfrage beim Regiment hatte keinen Erfolg. Ich habe mich lange bei Bunkerlicht abgemüht, bis ich sie dann doch verstanden habe. Anfang Januar erfolgten massive Angriffe der Alliierten auf die Frontlinie bei Sulmona. Die Artillerie sollte Abwehrfeuer liefern, die Batterien, außer unserer, waren aber wegen der fehlenden bzw. nicht verstandenen Unterlagen dazu nicht imstande. Nach erfolgreicher Abwehr des Angriffs, bei dem das Feuer unserer Batterie wesentlich beigetragen haben soll, wurde ich zum Regimentskommandeur befohlen, von ihm belobigt und ausgezeichnet.

Kurze Zeit danach wurde unsere Batterie abgelöst und in die Nähe von Ortona an der Adria verlegt. Unglaublich das Erlebnis, aus eisiger Kälte und hohem Schnee kamen wir innerhalb eines Tages an sonnige Meeresküste und, obwohl es nicht gerade warm war, haben manche von uns, ich auch, sogar gebadet. Wir hatten von der Umgebung kein Kartenmaterial. Ich erhielt den Auftrag, eine Karte für den Artilleriegebrauch anzufertigen. Zur Verfügung standen mir ein bei der Artillerie üblicher Richtkreis, das ist ein Winkelmessgerät, eine Art Theodolit, wie er in der Vermessungskunde verwendet wird, so genannte E-Latten zur Bestimmung von Entfernungen über Winkelmessungen und ein Beiwagenkrad mit Fahrer. Ich hatte keine Ahnung vom Vorgehen von Landvermessern, nur meine trigonometrischen Kenntnisse, die aber auch über die trigonometrischen Funktionen und den Kosinussatz nicht weit hinausgingen. Trigonometrische Tabellen standen mir nicht zur Verfügung, nur mein Rechenschieber, den ich mir im Urlaub von zuhause mitgenommen hatte, und mit dem, wenn auch sehr ungenau, trigonometrische Werte ermittelt werden können. Die wenigen Tage, die ich bei meinen Vermessungsarbeiten zubringen konnte, bei Sonnenschein in wunderschöner Landschaft waren einzigartig. Die von mir angefertigte Karte wurde aber nicht mehr benötigt, denn unser Regiment wurde als Teil der 1.Fallschirmjägerdivision auf den Monte Cassino zu dessen Verteidigung verlegt. Ich wurde aber zuvor zu einem Unteroffizierlehrgang in etwa 5 km Entfernung von L'Aquila kommandiert. Meine Beine waren noch nicht ausgeheilt, ich hatte eitrige Wunden. Das war mir sehr angenehm, denn es war mir Anlass, fast jeden Tag ins Lazarett in die Stadt zu laufen und dort meine Beine neu verbinden zu lassen. Da brauchte ich nicht an den Feldübungen teilzunehmen. Der Unterricht in Artilleristik wurde mir übertragen. Der vorangegangene Versuch eines Feldwebels uns zu unterrichten war kläglich.

Von der Umgebung unserer Unterkunft aus konnte man den Gran Sasso, den höchsten Berg der Abruzzen erkennen. Während der Zeit unseres Lehrgangs hatten deutsche Fallschirmjäger Mussolini aus seiner Haft auf dem Gran Sasso befreit, in die ihn die aufständischen Italiener gebracht hatten.

Kaum 100 m von unserer Unterkunft entfernt befand sich ein alter Nonnenfriedhof. In eine vielleicht 2m hohe senkrecht-steile Böschung waren Särgе von Nonnen gestapelt und vermauert. Vielleicht von Grabräubern waren Teile der Mauer aufgerissen und die Särgе geöffnet worden. Da lagen die Skelette der toten Nonnen in ihren noch erkennbaren aber mürben Gewändern und Hauben mit Spitzenrändern. Nur die Totenköpfe waren sichtbar, die übrigen Skeletteile noch bedeckt von den Gewänderresten. Die Gewänder zerfielen, wenn man sie berührte. Schaurige Bilder.

Auf meinem fast täglichen Weg nach Aquila, so nannten wir damals die Stadt, musste ich über eine Landstraße, die war von großer Zahl breit gequetschter vertrockneter Ochsenfrösche bedeckt. 30 cm lang mochten die Kadaver gewesen sein. Kurz vor dem Lazarett war ein Landserbordell, dort stand immer wenn ich vorbeiging eine lange Schlange von Soldaten, die auf ihre Abfertigung warteten. Ich erinnere mich gut, ich fand das nicht anregend, sondern abstoßend, widerlich. Auf halbem Weg zur Stadt befanden sich fensterlose Hütten. Vor ihnen spielten Kinder. Frauen saßen in der Sonne und lauschten die Köpfe von Kindern. Von der Innenstadt habe ich wenig sehen können.

Nach einigen Wochen war der Lehrgang abgeschlossen und ich kam zurück zu meiner Batterie, zum Monte Cassino. Inzwischen hatte der Kampf um den Klosterberg und die umliegenden Höhen seinen legendären Höhepunkt erreicht. Die Schlacht gilt als eine der längsten und blutigsten des Zweiten Weltkrieges. Die Alliierten waren materiell und personell weit überlegen, hatten dazu die Luftüberlegenheit. Deutsche Flugzeuge waren nicht mehr zu sehen. Eine unglaublich große Zahl von Artilleriegeschützen war im Halbkreis südlich um den Berg und die Nachbarhöhen in offener Feuerstellung aufgestellt. Wir konnten sie von unserer Beobachtungsstelle zwar sehen, aber mit der uns zur Verfügung stehenden Feuerkraft von Granatwerfern und Gebirgshaubitzen nicht erreichen. So wurden unsere Stellungen, d.h. der gesamte Berg oft stundenlang mit einem solchen Granathagel überschüttet, dass kein einziger Abschuss- oder Granateinschlagknall mehr zu unterscheiden, sondern nur noch ein anhaltendes Dröhnen zu hören war, unterbrochen nur ständig vom besonders intensiven Krachen der Einschläge in unmittelbarer Nähe. Ein unbeschreibliches Inferno, das selbst im Vergleich aller der furchtbaren Schlachten des Zweiten Weltkrieges einzigartig gewesen sein soll. Für die vielen und täglich Gefallenen und Verwundeten gab es kaum Ersatz. Unsere erste Fallschirmjägerdivision, die inzwischen erhebliche Verluste erlitten hatte, war inzwischen von anderen Wehrmachtseinheiten, vor allem von Gebirgsjägern und Panzergrenadieren ergänzt worden. Besonders groß waren die Verluste bei den Jägern und Infanteristen die die ständigen Angriffe der Alliierten abwehrten. Auf alliierter Seite waren US-amerikanische, britische, polnische, französische, marokkanische Truppen und solche aus dem südasiatischen Raum eingesetzt. Besonders gefürchtet von unseren Jägern waren die Gurkhas, Soldaten aus dem Nepal. Sie kämpften im Nahkampf mit Dolchen, unsere Jäger dann mit ihren Kappmessern. Kappmesser, feststellbare Fallmesser aus exzellentem Stahl gefertigt, waren Teil unserer Fallschirmjägersausrüstung und sollten bei Verfangen des Schirmes nach Sprüngen, beim Auftreffen in Bäumen, zum Abschneiden der Schirmleinen dienen, weil man sich sonst kaum

aus den Gurten hätte lösen können. 20.000 deutsche und 12.000 alliierte Soldaten sollen bei den vier Monate dauernden zum Teil animalischen Kämpfen ihr Leben gelassen haben. Von den alliierten Truppen wurden wir deutschen Fallschirmjäger in unseren grünlichen Uniformen als Grüne Teufel bezeichnet. Die Division trug diese Bezeichnung fortan wie einen Ehrentitel.

Als ich bei Hauptmann Gaasch, der inzwischen zum Abteilungs- (Bataillons) Kommandeur avanciert war, ankam, wurde ich von ihm zum Oberjäger (Unteroffizier) befördert, aber noch während der Kämpfe zu einem Fahnenjunkerlehrgang kommandiert.

Der Lehrgang fand in der Nähe von Monte Cassino, der Unterricht meist im Freien statt. So hörten wir immer wieder das Dröhnen des Artilleriebeschusses. Wir hätten froh sein sollen, dem Inferno fern zu sein. Wenn ich mich recht erinnere, war ich es, wie vielleicht die Mehrzahl der zum Lehrgang delegierten Kameraden, aber nicht. Ich wie viele andere, wollte zurück in die Hölle, zurück zu den Kameraden, die dort verbleiben mussten. Diese nahezu selbstmörderische, heute nicht mehr nachempfindbare Geisteshaltung, mag äquivalent, zumindest aber verwandt sein, der Motivation religiöser Selbstmordattentäter. Die meiner Generation aufoktroyierte Vaterlandsliebe, die im Bedarfsfall Selbstaufopferung einschloss, mag wesentlicher Hintergrund gewesen sein, es war aber auch, und hier wohl sogar bestimmender, das Gemeinschaftsgefühl, das stärker ist als Angst, selbst Todesangst.

Zwei Begebenheiten aus den Tagen des Lehrganges sind mir noch in besonderer Erinnerung. Wiederum Wanzenbiss. Zum Glück nicht nachts in den Behausungen. Aber wenn wir unsere unbedeckten Arme auf die Tische legten, an denen wir saßen, dann wurden wir an den Tischrändern von Wanzen in die Unterarme gebissen. Meine Wunden an den Beinen eiterten immer noch. Ich ging ab und zu ins Revier, um mich behandeln und neu verbinden zu lassen. Es wurde und wurde nicht besser. Da hörte ich von einem Wunderheiler, einem Sanitätsgefreiten in einem für uns nicht zuständigen Revier. Ich durfte dorthin. Er besah sich die Wunden, wusch und verband sie und gab mir Tabletten, die ich in Wasser auflösen sollte, um damit meine Wunden weiter zu behandeln. Ich tat so und in kurzer Zeit waren meine Beine geheilt. Sicher gibt es Menschen, die allein durch besondere Begabung und Hingabe an ihren Beruf, bessere Mediziner sind, als solche mit akademischer Ausbildung.

Nach Abschluss des Lehrgangs wurde ich zum Fahnenjunker Unteroffizier befördert.

Danach musste ich zu meiner Truppe, d.h. zum Befehlsstand von Hptm. Gaasch auf dem Monte Cassino. Zu jener Zeit durfte der Aufstieg auf den Berg, und es

gab keine andere Transportmöglichkeit, nur noch nachts, bei Dunkelheit erfolgen. Außerdem musste jeder eine oben benötigte Versorgungslast, Verpflegung, Munition oder Granaten, mit sich nehmen. Hptm. Gaasch war wegen meiner artilleristischen Kenntnisse sehr froh, dass ich wieder bei der Truppe war und hat mich, zu seinem Adjutanten ernannt, was eigentlich Offiziersrang erforderte. Inzwischen tobte der Kampf um den Monte Cassino und die umliegenden Höhen schon über drei Monate und mit immer zunehmender Heftigkeit. Die Alliierten zogen immer mehr Truppen vor dem Berg zusammen. Ständig erfolgten nach furchtbarem Artilleriebeschuss unserer Stellungen Angriffe und Gegenangriffe, mit jedes Mal schweren Verlusten, Toten und Verwundeten auf beiden Seiten. Die Situation war für die deutsche Seite hoffnungslos. Die deutschen Jäger und Infanteristen verteidigten den Monte Cassino und umliegende Berge im Vorteil von oben nach unten. Und so konnten immer wieder die Erfolge des Gegners durch Kämpfe Mann gegen Mann, meistens nächtlich ausgeglichen werden. Vor und zurück, immer wieder, wegen des territorialen Vorteils meist mit höheren Verlusten bei den alliierten Truppen. Aber von der alliierten Artillerie, sowieso in großer Überzahl, konnten die deutschen Stellungen aus der vor den Berghängen liegenden Ebene zielgenau beschossen werden und sie verursachte in stundenlangem Trommelfeuer schwere Verluste. Unsere, an den hinteren Bergabhängen befindlichen Geschütze konnten wegen der flachen Schussbahnen der Haubitzen nur sehr ungenau, teils gar nicht die Schützenstellungen des Gegners erreichen. Dazu fehlte es an Munition, musste jede abgeschossene Granate sorgfältig erwogen werden. Mit Granatwerfern und ihren steilen Schussbahnen waren zwar die Stellungen der Gegenseite besser zu erreichen, aber sie haben an sich geringere Treffsicherheit, geringere Wirkung als die Granaten der Artillerie und auch für sie gab es kaum Munition. Durch das extreme materielle Ungleichgewicht waren die Verluste auf der deutschen Seite insgesamt wohl sehr viel höher als die des Gegners.

Das Kloster selbst, d.h. seine Ruine, habe ich nicht betreten, d.h. nicht einmal gesehen. Anfangs war das Kloster deutscherseits von den Kampfhandlungen ausgenommen. Im Februar waren dann die Kunstschatze und die Mönche von deutschen Lastkraftwagen, unter Beschuss durch amerikanische Jagdbomber, nach Rom in den Vatikan geschafft worden. Wenige Tage danach haben alliierte Bomber das Kloster vollständig zerstört. Dieser Sachverhalt ist übrigens nach dem Kriege sowohl vom Vatikan als auch von Historikern der Siegermächte bestätigt worden.

Hptm. Gaasch unterstanden sowohl Geschütz Batterien als auch Granatwerfer Einheiten. Meine Untersuchungen ergaben, dass bei der Berechnung der Feuer-

kommandos für die Geschütze die statistischen Streuungen nicht berücksichtigt oder falsch berechnet worden waren.

So kam es dann, dass bei einem heftigen Angriff von den Schützen auf dem Hang unter uns Abwehrfeuer verlangt wurde. Ich lehnte das ab, wegen des dichten Abstands der eigenen Stellungen von denen der Gegenseite und der durch die Hanglage besonders großen Streuung der Granaten. Gaasch befahl mir, die Kommandos durchzugeben. Ich lehnte ab. Da ging er selbst ans Telefon und befahl das Abwehrfeuer. Unmittelbar danach kam von den Kampfseinheiten die wütende Meldung: ihr beschießt unsere eigenen Truppen. Danach hatte ich in artilleristischer Hinsicht nie wieder Differenzen mit dem Hauptmann.

Anfang Mai begann eine neue verstärkte Offensive der alliierten Truppen. Inzwischen hatten sie, wohl vorwiegend polnische Soldaten, den Monte Cassino fast umgangen. So wurden die gesamten noch verbliebenen deutschen Einheiten, bis auf einen kleinen Rest der direkt bei der Klosterruine verblieb und später in Gefangenschaft geriet, Mitte Mai, nachts, gen Norden abgezogen.

Bei den etwa 20.000 jungen Deutschen, die in dem sinnlosen Kampf um den Berg gefallen sein sollen, war auch mein Freund, den besten den ich im Kriege hatte, Wilfried Kaden. Viel später, nach dem Kriege, als ich im Forschungszentrum der Luftfahrtindustrie gearbeitet habe, war meine Familie eng befreundet mit einer Familie Flemming, der Mann war auch in der Luftfahrtindustrie tätig. Er, im 3.Regiment unserer Fallschirmjägerdivision, war auch am Monte Cassino und ist dort am Bein schwer verwundet worden. An den Spätfolgen dieser Verwundung ist er, Vater zweier Kinder, noch 1959 verstorben.

Als wir, im langen Zug, bei strahlendem Sonnenschein, nur ab und zu vor überfliegenden US-amerikanischen Jagdbombern an den Straßenrändern Schutz suchend, am nächsten Tag als geschlagene Armee ziellos nach Norden marschierten, kannte ich kaum noch jemand von unserer Batterie. Zu viele waren gefallen oder schwer verwundet ausgeschieden und durch Rekruten ersetzt worden. Aber es war eine seltsame Stimmung in dieser geschlagenen Truppe. Ich erinnere mich nicht etwa an bedrückte Sentiments. Alle, froh aus der Hölle herauskommen zu sein, erzählten und hörten Witze. Bis heute erinnere ich noch an einige über Graf Poldi und Baron Mucki, Tünnes und Schäl, Antek und Frantek (so oder ähnlich die Namen der Witzfiguren).

Nach Sammlung in Lagern, ich weiß nicht mehr wo, erhielten einige von uns Auszeichnungen, auch ich das Eiserne Kreuz für Heldentaten, von denen ich nichts weiß, und wir erhielten Heimaturlaub.

In Sorau erfuhr ich dass Dagmar ihren Arbeitsdienst nahe Kloster Grüssau ableistete. Sie erhielt keinen Urlaub, um mich in Sorau besuchen zu können, es sei denn, sie würde sich verloben wollen. So geschah es denn.

Nach dem Urlaub musste ich nach Ferrara, zurück zu meinem Regiment. Die Division war inzwischen aufgefrischt worden. Einer meiner Kameraden hatte dort ein Verhältnis mit einer jungen, etwa 18 Jahre alten, sehr hübschen und sympathischen italienischen Prostituierten. Er sagte, er beabsichtige sie nach dem Kriege zu heiraten. Ich glaube, die beiden waren verlobt miteinander. Es hieß, Prostitution wäre in der ärmeren Bevölkerung Norditaliens eine durchaus ehrenhafte Beschäftigung junger Mädchen, um sich vor der Ehe eine Aussteuer zu verdienen. Und ehemalige Prostituierte würden als besonders gute und treue Ehefrauen gelten. Der Kamerad hatte auch bereits Kontakt mit der Familie des Mädchens. Es war eine seltsame Beziehung, er sprach kein Italienisch und sie kaum Deutsch. An ihrer beruflichen Tätigkeit nahm er anscheinend wenig Anstoß oder er verbarg es. Selbstverständlich war das Mädchen hinsichtlich ihrer professionellen Tätigkeit für uns, die Kameraden ihres deutschen Freundes, absolut tabu. Und ich erinnere mich noch gut, dass wir nicht abfällig über die beiden geurteilt, nicht einmal gedacht haben.

Nach dem Fall von Monte Cassino gab es einige Monate keine klaren Frontlinien mehr in Italien. Wir wurden über Florenz in die nördlichen Abruzzen verlegt. Außer mit den Truppen der Alliierten hatten wir es auch mehr und mehr mit Partisaneneinheiten zu tun, die sich aus der italienischen Bevölkerung gebildet hatten. Von einigen dieser Einheiten hieß es allerdings, sie kämpften nicht nur gegen die deutsche, sondern auch gegen die alliierte Besatzung. Vor allem Transporte auf den Gebirgsstraßen wurden überfallen und es gab keinen wirkungsvollen Schutz gegen die Partisanen. Partisanen haben nicht nur die bessere Ortskenntnis als die Fremdruppen, auch die Unterstützung der Bevölkerung und oft die bessere Motivation. Alle Bewegungen auf den Straßen Italiens wurden außerdem stark durch die Lufthoheit der Alliierten kontrolliert. Jagdbomber, die so genannten Jabos griffen vorwiegend Transportfahrzeuge, aber auch stationäre Ziele an. Ich kann mich nicht erinnern, in jenen Monaten auch nur ein einziges deutsches Flugzeug gesehen zu haben. Bei den häufigen Jaboangriffen schossen wir, die deutschen Soldaten, wirkungslos mit unseren Handfeuerwaffen auf die Maschinen. Ich habe jedenfalls keine Wirkung oder Reaktion erlebt.

In einem Vorort von Florenz, dessen Zentrum wir nur von den westlichen Höhenzügen her sehen konnten, wurde ich, so wie einige andere Kameraden, für einige Tage in einem Nonnenkloster einquartiert, oder, ich weiß nicht mehr, wir

quartierten uns dort ein. Die Nonnen behandelten uns wie Gäste, waren sehr freundlich und versuchten uns mit selbst gemachter Konfitüre zu verwöhnen. Nach dem wir wieder Feindberührung hatten, gab es einige heftige Bataillen. Ich erinnere mich dabei an Artillerietrommelfeuer, wie ich es schlimmer nicht in Russland und am Monte Cassino erlebt habe, denn es traf uns mitunter auf freiem Feld, ohne jede Deckung. Ich erinnere mich auch, dass ich einmal in einer solchen Situation in die Erde gekrallt zum letzten Mal in meinem Leben gebetet habe. Hatte ich auch meinen Glauben damals schon verloren, so war doch in Minuten mit wenig Aussicht auf überleben, das alte kindliche Vertrauen, die Hoffnung auf den Gott der Kindheit übermächtig.

Es gab auch scheußlichen gegenseitigen Artilleriebeschuss von Dörfern, in denen sich Soldaten des Gegners befanden, oder auch nur vermutet wurden, aber auch kuriose Situationen. So fuhr ich einmal mit einem Beiwagenrad, ich weiß nicht mehr mit welchem Auftrag, durch ein Waldgebiet in einem nördlichen Abruzzental, als uns, meinem Fahrer und mir, ein Jeep begegnete. Als wir nur noch wenige Meter voneinander entfernt waren und die Kameraden begrüßen wollten, erkannten wir dass es Amerikaner waren. Die Jeep Besatzung war offensichtlich ebenso wenig wie wir an einer Auseinandersetzung interessiert, so winkten wir uns nur zu und fuhren in entgegengesetzten Richtungen davon.

Märchenhafte Bergdörfer habe ich dort in den Abruzzen gesehen. An eines erinnere ich mich, da waren die Häuser rund um/an einen massiven Berg oder eher Felsen gebaut, es sah aus, wie eingehauen.

Unter den Soldaten der Wehrmacht, vermutlich in allen Truppenteilen, ich kann aber nur aus meiner Sicht sprechen, begann sich, zunehmend seit den verlorenen Schlachten an der Ostfront und der Zerstörung deutscher Städte durch alliierte Bombenangriffe, die Einsicht auszubreiten, dass der Krieg nicht zu gewinnen sei. Mitte 1944 nahm die Ansicht zu, dass er sogar mit Sicherheit verloren ginge. Zunehmend begann sich die Meinung durchzusetzen, die nationalsozialistische Führung und vor allem Hitler wären Schuld an der hoffnungslosen Situation. Unter Kameraden hörte ich das Gerücht, Hitler wäre so jähzornig, dass er mitunter vor Wut in den Teppich beißen würde. Ein Berliner nannte ihn im vertrauten Gespräch mit mir nur noch den Teppichbeißer. Nach dem Attentat am 20. Juli war, ich meine, sogar die Mehrzahl der Wehrmachtsangehörigen, der Meinung, wenn es doch nur gelungen wäre. Von der Wehrmachtsleitung wurde nach dem Attentat als Bekundung der Übereinstimmung der Armee mit der nationalsozialistischen Regierung befohlen, ab sofort den üblichen militärischen Gruß, Hand an der Mütze, durch den Hitlergruß mit ausgestrecktem Arm zu er-

setzen. In der Fallschirmjägerdivision wurde der Befehl, so wie auch in einigen anderen Wehrmachtseinheiten, konsequent missachtet.

Warum wurde der Krieg dann bei zunehmendem Defätismus weitergeführt, auch von denen, die keine Hoffnung mehr hatten, oft unter Einsatz ihres Lebens? Es war einerseits die Einsicht, dass jede persönliche Auflehnung und jeder Versuch des Komplotts mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zu Scheitern verurteilt waren und mit Erschießung oder Erhängen bestraft worden wären.

Andererseits war die allgemeine Befürchtung, das Kriegsende würde entsetzlich sein, viel schlimmer als der Krieg selbst. Die Rache der Sieger wurde als maßlos befürchtet. Und sie würde nicht nur uns Soldaten, auch unsere Angehörigen betreffen. So saßen wir schließlich im selben Boot mit denen, die den Krieg begonnen und sinnlos immer weiter geführt hatten.

Im August oder September wurde eine Verteidigungslinie südlich von Rimini eingerichtet. Ich wurde als vorgeschobener Beobachter in eine Stellung der Schützen und Maschinengewehrschützen nicht einmal 100 m entfernt von der an dieser Stelle steilen Küste zur Adria eingesetzt. Die steil zum Meer abfallenden Felsen waren hier sicher mehr als 50m hoch. Unterhalb der senkrecht steilen Hänge waren nur noch schmale Sandstreifen. Kurz bevor die alliierten Verbände eintrafen, sind wir mitunter auf Pfaden, die entlang der steilen Abhänge zum Strand führten, hinunter gegangen und haben dort gebadet. Nach Ankunft der gegnerischen Truppen hatte ich, inzwischen zum Fahnenjunkerfeldwebel befördert, das Abwehrfeuer unserer Batterien zu leiten. Unser Posten lag ständig unter starkem Maschinengewehrfeuer und auch Artilleriebeschuss der gegnerischen Truppe. Es waren keine Unterstände, nur kurze, unbedeckte Gräben, vorhanden, die Schutz vor Artilleriebeschuss geben konnten. Trotz der hoffnungslosen Situation und ständigen Maschinengewehrbeschusses reizte mich eine erkennbar reife gelbe Melone vor der Deckung unserer Grube. Ich konnte nicht widerstehen sie zu holen. Zum ersten Mal in meinem Leben habe ich dann eine Zuckermelone, natürlich geteilt mit den Kameraden, essen können.

Nach wenigen Tagen kam für mich der Marschbefehl zur Artillerieschule nach Groß Born in Pommern, um dort an einem mit dem Fahnenjunkerstatus verbundenen Offizierslehrgang teilzunehmen. Es war für mich Lebensrettung, denn, wie ich einige Wochen danach erfuhr, schon am nächsten Tag nach meinem Abgang tötete ein Granateinschlag alle vier in dem vorgeschobenen Beobachtungsposten befindlichen Kameraden.

Ich glaube von Bologna aus bin ich mit dem Zug gefahren, bis dahin im Beiwagen eines Krades (Motorrads). Obwohl ich in den letzten Monaten viel von Italiens Schönheiten sehen konnte, war auch diese Fahrt ein besonderes Erlebnis.

Heute habe ich noch die Silhouette von Ravenna in Erinnerung, dass mir als Residenz Theoderich des Großen, aus dem von mir als Junge außerordentlich geliebten Roman von Felix Dahn, *Ein Kampf um Rom*, in guter Erinnerung war. Wir, die zur Artillerieschule Kommandierten, hatten noch für die Zeit vor unserem Lehrgang einige Tage Heimaturlaub erhalten. Da konnte ich auch noch einmal kurz mit Dagmar zusammen sein. Aus gesundheitlichen Gründen, vor allem wegen schweren Rheumas, war Dagmar inzwischen vom Arbeitsdienst entlassen worden. Aber, wenn auch Löwenberg nicht allzu weit von Sorau entfernt war, nur etwa 100 km, war die Zugreise doch sehr umständlich und aufwändig.

Als wir, die nach Groß Born Kommandierten, uns schließlich dort trafen, brüstete sich einer meiner Kameraden, der von seinem Kurzurlaub zurückgekommen war, wie er in Krakau mit seinem Vater, der dort Gauleiter, oder eine Art Stadtgouverneur, oder ähnliches war, nachts aus purer Lust (Mordlust), erfolgreich polnische Juden gejagt hätte. Name und Vorname des Kameraden sind mir in Erinnerung. Der Kamerad ist wohl nach dem Kriege erfolgreicher Journalist geworden. Ein KZ-Kommandant war gleichen Familiennamens, vielleicht wurde der später Gouverneur in Krakau.

Groß Born, vielleicht 150 km östlich von Stettin in Pommern, heute in Polen gelegen, war ein gottverlassenes Nest. Ein großer Truppenübungsplatz war besonders für Artillerieausbildung vorgesehen. Über Artilleristik habe ich allerdings dort nicht viel dazu gelernt. Unter anderem erhielten wir aber auch Reitunterricht, man sprach davon, wir würden vielleicht Attacken gegen die heranrückende Rote Armee reiten sollen. Ich hatte für die Ausbildung einen besonders großen Gaul, auf den ich als ungeschickter Turner, der ich immer war, nur mit großer Hilfe eines Reitknechts aufsitzen konnte. Am ersten Tag, zu Beginn des Kolonnenreitens, war die Gruppe schon mehrere hundert Meter davon geritten, als ich erst in den Sattel kam. Da trabte aber mein braves Pferd, ohne meinen Einfluss, so schnell es nur konnte hinter der davongeeilten Schwadron her und ich umklammerte kläglich seinen Hals, um nicht herunter zu fallen. Richtig reiten habe ich nicht gelernt.

Es war schon harter Winter, starker Frost, als wir eine Ausgangserlaubnis nutzten um uns an einem Ort in der Nähe unserer Unterkünfte mit Mädchen einer Ausbildungsstätte für Nachrichtenhelferinnen oder ähnlichem zu treffen. Erst spät in der Nacht kehrten wir zurück und gingen zur Abkürzung über den zugefrorenen See, der sich zwischen unserer und der Unterkunft der Mädchen befand. Es war ein großer See und offensichtlich platzte im harten Frost das Eis

mit lauten glockenklaren Klängen. Ich fand es beeindruckend schauerlich schön und habe Ähnliches nie wieder erlebt, gehört.

Selbstverständlich hatten wir auch Politikunterricht. Immer noch befand man sich auf dem Siegespfad, obwohl die Fronten immer dichter heranrückten. Uns wurde erklärt, der ständige Rückzug an allen Fronten wäre eine besonders kluge Taktik, nämlich die des inneren Ringes, ein Beweis für die zunehmende Stärke und den sicher bevorstehenden Sieg. Erstaunlich mit wie viel Einsicht dieser offensichtliche Unsinn von den künftigen Offizieren aufgenommen wurde. Mit einem Juristen oder Jurastudenten aus Köln hielt ich mich häufig abseits und wir konnten, wenigstens unter uns, unseren Unmut äußern. Ich war gelassener, er war manchmal wütend über die Ignoranz mit der man in den sicheren Untergang schwindelte. Aber auch er musste sich letzten Endes vor den anderen beherrschen. Beide waren wir uns unserer Ohnmacht bewusst. In der gleichen Stube, im Bett über mir, schlief ein Kamerad, der aus einer sehr wohlhabenden österreichischen Familie stammte. Er behauptete der Schwager von Winnie Markus, einer der beliebtesten deutschen Filmschauspielerinnen zu sein und schwärmte von ihr. Er sagte weiter er wäre gegen seinen Willen zur Offizierschule kommandiert worden. Gegen seinen Willen, weil er später, wenn er die Leitung der elterlichen Textilfabriken übernehmen würde, seinen Arbeitern hätte sagen wollen können, er hätte unter den gleichen Bedingungen wie sie im Krieg kämpfen müssen. Es klang beinahe glaubhaft, aber auch nur beinahe, denn wir waren wohl alle froh, fern der Fronten sein zu können.

Einige Tage lag ich im Lazarett. Ich weiß nicht mehr weshalb. Meine Beinwunden waren wohl wieder aufgebrochen. Neben mir lag ein Kamerad, der im Bett in den Galgenliedern von Morgenstern las. Ich hatte den Zarathustra und den Hyperion bei mir. Wir verständigten uns schnell in unserer Einschätzung der Kriegssituation, der Lächerlichkeit der Endsieghoffnung im Politunterricht. Seine bittertraurige Ironie mit der er meinte der hoffnungslosen Zukunft begegnen zu müssen, beeindruckte mich. Mir wurde in den wenigen Tagen der Zimmergemeinschaft mit dem Kameraden aus dem gebildeten Bürgertum klar, wie sehr ich in meinem philosophischen Weltbild, das ich mir autodidaktisch glaubte erarbeitet zu haben, der aufoktroierten nationalistischen Phrasenwelt aufgesessen war. Der Kamerad sprach auch von Tucholski, einer mir völlig unbekanntem kritischen Welt. Mir wurde meine Fehlbildung bewusst. Das Pathos des Hyperion und die abgehobene Weisheit des Einsiedlers Zarathustra schienen mir nun wie Parodien auf das bevorstehende Chaos. Obwohl Morgenstern das Gymnasium meiner Heimatstadt Sorau besucht hatte wusste ich nichts über ihn, noch kannte ich etwas von ihm. Seine unsinnigen Verse, mit dem tiefgründigen Hintersinn,

schiene mir ein hilfreiches Mittel um diese Verdummungsideologie zu ertragen.

Mitte Dezember rückte die Ostfront so nahe an unseren Standort, dass an eine Fortsetzung der Lehrgänge nicht mehr zu denken war. So wurden wir schon vorab zu Oberfähnrichen befördert und unter Genehmigung von Weihnachtsurlaub zurück zu unseren Herkunftstruppen kommandiert. In Berlin hatten wir die Gelegenheit uns mit Offiziersuniformen neu einkleiden zu lassen. Selbst im längst weit gehend zerbombten Berlin war es auch noch möglich, an Kabarettveranstaltungen teilzunehmen, die für in Berlin stationierte und durchreisende Soldaten durchgeführt wurden.

Der Weihnachtsurlaub war der letzte in der alten Heimat. Meine Mutter hat später erzählt, sie hatte, als ich Sorau verließ, keine Hoffnung, mich noch einmal wieder zu sehen.

Mein erster Marschbefehl führte mich nach Verden an der Aller. Dort sollte ich rekrutierte Reservisten ausbilden. Es war die Zeit, in der die letzten Reserven gebildet wurden. Bisher freigestellte Männer über vierzig wurden eingezogen, um die großen Verluste an allen Fronten auszugleichen. Für mich waren es alte Männer und ich tat alles um sie schonend zu behandeln. Das dauerte aber nur ein oder zwei Wochen, dann wurde ich nach Iserlohn kommandiert, um dort Infanterieoffiziere in Artilleristik auszubilden. Die Infanterieoffiziere, meist von der Front kommend und durch Verwundungen kaum noch als Infanteristen einsetzbar, waren froh in der Zeit der Ausbildung wenigstens nicht im Fronteinsatz sein zu müssen. So haben wir im gemeinsamen Interesse den Unterricht sehr familiär, wenig militärisch, gestalten können.

Es muss Anfang Februar gewesen sein, als ich meinen Eltern per Telegramm meine derzeitige Anschrift mitteilte und sie bat Dagmar telefonisch zu benachrichtigen. Das Telegramm kam verstümmelt an und wurde von den Eltern falsch verstanden. Sie nahmen an, sie sollten Dagmar einladen, nach Sorau zu kommen. Sie kam, mit einem aktentaschengroßen Kofferchen. Kaum war sie in Sorau, musste sie die Stadt mit meiner Mutter, Werner, Winfried, Peter und Uli wegen der heranrückenden Front verlassen. Dagmar hatte meiner Mutter und den Kindern in den völlig überfüllten Zug geholfen, ihr zuletzt noch den halbjährigen Uli durch ein Fenster in den Wagen gereicht. Dann wurde niemand mehr in den Zug gelassen. Zahlreiche Fluchtwillige standen noch auf dem Bahnsteig, unter ihnen, hilflos, Dagmar. Der Zug fuhr an. Da rief ein Mann vom Bahnsteig, dass das Baby dieser Frau im Zuge wäre und sie noch hier. Da wurde sie mit vereinten Kräften noch in einen Wagen gepresst.

Der Bahnhof lag bereits unter Beschuss sowjetischer Artillerie, als der Zug Sorrau verließ. In der Nacht in der Dresden bombardiert wurde, fuhren sie im sichtbaren Widerschein der am Horizont brennenden Stadt nördlich vorbei und gelangten nach Leipzig.

Etwa am 20. Februar erhielt ich den Marschbefehl nach Königsbrück bei Dresden, zur Weiterleitung von dort zu meiner Truppe in Italien. Inzwischen hatte ich Nachricht von der Unterkunft meiner Mutter mit Kindern und Dagmar in Leipzig erhalten. Meine Reise nach Königsbrück führte über Leipzig. Ich habe auf meinem Marschbefehl, das Abfahrtsdatum etwas verändert, konnte so die Familie besuchen und drei Tage bei ihr bleiben. Sie hatten Unterkunft in einer wegen der Bombenangriffe auf Leipzig von den Bewohnern vorübergehend verlassenen Wohnung in der Forststraße gefunden.

Im nahen Wald habe ich mit Dagmar ausgedehnte Spaziergänge unternommen und bei noch fast dichtem Restschnee Märzbecher gepflückt. In dieser hoffnungslosen Zeit, die Eltern und Dagmar hatten die Heimat und auch sonst fast alles verloren, Leipzig ihr jetziges Domizil, war auch zum großen Teil zerstört, sie hungerten und es fehlte an allem, waren es für Dagmar und mich dennoch glückliche Tage.

Mein Vater war beim Heranrücken der Roten Armee zum Volkssturm eingezogen worden, eine paramilitärische Organisation, in der man in den letzten Kriegsmonaten alle noch verfügbaren Männer zusammenzog und für Kriegsdienste verwendete. Er hatte vor seinem Einsatz in der Umgebung von Berlin noch für wenige Tage Urlaub erhalten, um seine Familie in Leipzig zu besuchen. Ich traf ihn dort. Er war, wie die meisten Volkssturmangehörigen nicht uniformiert und hatte nicht einmal die allernötigste Ausrüstung erhalten. So hatte er lediglich ein paar leichte Halbschuhe für seinen weiteren Einsatz und das im Winter. Ich konnte ihm von meiner Ausrüstung einiges abgeben, vor allem ein paar ordentliche derbe Schnürschuhe. Am Bayerischen Bahnhof in Leipzig habe ich ihn zum letzten Mal gesehen. Er tat mir so leid, ihm fiel der Kriegsdienst offensichtlich viel schwerer als mir, ich war ja inzwischen schon ein erfahrener alter Krieger. Ich hatte um seine nächste Zukunft mehr Angst als um meine, und das war ja auch, wie sich bald zeigte, nur allzu berechtigt. Als Fahrer eines Munitionstransporters ist er bei Treuenbrietzen, am 19. April 1945, gefallen. Jagdbomber hatten seinen Lastkraftwagen angegriffen, da hatte er in einem an der Straße gelegenen Haus Schutz gesucht. Die Detonation seines Wagens zerrissen ihm die Lungen, er verstarb noch am gleichen Tag im nahegelegenen Krankenhaus.

Um zu meinem Zielort zu gelangen, musste ich nach Dresden, um dort in die Kleinbahn nach Königsbrück umzusteigen. Ich habe während meines mehrstündigen Aufenthalts nur Trümmer, nur zerstörte Häuser gesehen. Es war für die Jahreszeit verhältnismäßig warm, so war schon Verwesungsgeruch in der Luft. Die Leichen der Opfer waren wohl meist noch nicht geborgen. Die Trümmerstadt schien wie tot, wie gelähmt. Mir schien, dass nichts geschah. Es waren auch kaum Menschen zu sehen, nur sehr wenige, die in den Trümmern irgendetwas suchten. Die Brücken waren zerstört, nur eine war noch begehbar, ich glaube es war die Carolabrücke, auf ihr bin ich kurz über die Elbe gegangen. Auch auf der anderen Seite das gleiche Bild, Trümmer, menschenleere Öde. In Königsbrück erhielt ich den Marschbefehl nach Modena in Italien. Ich habe den Marschbefehl korrigiert, um noch einmal über Leipzig fahren zu können. Das war nicht so harmlos, wie es klingen mag. Das militärische Deutschland lag in den letzten Zuckungen. Auf zahlreichen Bahnhöfen waren Feldgendarmen stationiert. Wegen ihrer um den Hals zu ihrer Kennzeichnung getragenen Kette mit einer großen Plakette, von den Wehrmachtsangehörigen Kettenhunde genannt, waren sie inzwischen vorwiegend auf der Suche nach Deserteuren, Fahnenflüchtigen. Deserteure würden nach Standgericht sofort erhängt oder erschossen, hieß es. Fälschungen der Marschpapiere sollten als Fahnenflucht ausgelegt werden, hieß es auch hier.

In Leipzig wollte Dagmar unbedingt ihre Mutter suchen. Wie sie erst später erfuhr, hatte diese inzwischen auch ihre Heimatstadt Löwenberg verlassen, so wie die meisten Flüchtlinge zu Fuß, die Habe der Familie auf einem kleinen Handwägelchen. Dagmar vermutete, hoffte, ihre Mutter bei deren Schwester in Plauen anzutreffen. Da Plauen auf meinem Wege nach Italien lag, bin ich mit ihr gemeinsam dorthin, zu Dagmars Tante Cläre gefahren. Als wir nachts auf dem Plauener Bahnhof ankamen, habe ich den nach München durchgehenden Zug verlassen und bin mit ihr zu ihrer Tante gegangen und habe dort übernachtet. Dagmars Mutter war aber nicht dort, ihre Tante vermutete, dass sie in Oberwiesental bei dem Sohn von Cläre wäre. Als ich den Plauener Bahnhof verließ, war das außerordentlich riskant für mich, hätte bei Kontrolle durch Feldgendarmerie unabsehbare Folgen haben können. Ich habe damals meine Pistole, meine 08 wie sie hieß, durchgeladen und das Pistolenhalfter offen gelassen, war bereit zu schießen. Feldgendarmen wurden zu jener Zeit als Feinde betrachtet, mehr als die gegnerischen Soldaten an den Fronten, von denen wir wussten, sie sehnten sich ebenso nach Ende des Krieges wie wir selbst.

Die Züge nach Italien fuhren vorwiegend nachts, weil am Tag Bombardements durch Jagdbomber befürchtet wurden. Über den Po, eine lehmige Brühe, wie mir

schien, wurden wir nachts über eine wacklige Pontonbrücke gesetzt. Offensichtlich waren die festen Brücken zerstört. In Modena habe ich in einem der herrlichen Palazzos auf blankem Steinboden ohne Unterlage schlafen müssen. Bis heute erinnere ich mich, wie hart das war und wie ich gefroren habe. Dann kam ich zu meinem Regiment an die Front bei Bologna. Ein seltsames Bild, die Front bei Nacht, eine Illumination unvorstellbaren Ausmaßes. Die deutsche Frontlinie wurde von den weit überlegenen Alliierten vorgeführt. Eine große Zahl von Scheinwerfern war, von Infanteriewaffen, Karabinern und Maschinengewehren unerreichbar, auf der Gegenseite aufgebaut und beleuchtete, ständig, beweglich streifend, unsere Stellungen. Eigenes auf die Scheinwerfer gerichtetes Artilleriefeuer hätte sofort die übermächtige Artillerie der anderen Seite ausgelöst. Es war offensichtlich, das Vorrücken der alliierten Truppen war nur noch eine Frage von Optimierungen, der Abwägung von Verlusten und Zeitgewinn. Von Seiten der deutschen Soldaten war verteidigender Kampf nur noch Hinhalten des als schrecklich gefürchteten Endes. Eine demütigende Ohnmacht.

Nach wenigen Tagen wurde ich abkommandiert.

Vorübergehend wurde ich mit der Leitung eines Bataillons von eben aus Deutschland eingetroffenen Reservisten beauftragt. Ca. 400 Männer in den Vierzigern oder gar älter, die anscheinend an der Front in Italien eingesetzt werden sollten, um Truppen mit Jüngeren für die Ostfront freizustellen. Die nur flüchtig ausgebildeten Männer, meist Familienväter, waren vom bevorstehenden Ende des Krieges überzeugt und dringend daran interessiert, nicht mehr zum Einsatz zu kommen. Einige der Unteroffizierschargen sprachen offen mit mir darüber und ich versicherte ihnen in vertraulichen Gesprächen, alles mir mögliche zu tun um ihren Einsatz zu verhindern. Ich musste an meinen Vater denken, von dem ich annahm, dass er sich in ähnlicher Situation befand. Mein passives Verhalten ging natürlich nicht gut und ich wurde abgelöst.

In den folgenden Tagen wurde ich zu einer neu gebildeten Einheit kommandiert, die an die Ostfront verlegt und dort eingesetzt werden sollte. Der Standort war unweit südlich des Gardasees. Die Einheit war zusammengewürfelt aus Angehörigen der verschiedensten Truppenteile. Ein übergeordneter Kommandostab befand sich fast an der nördlichen Spitze des Gardasees. Ich erhielt den Befehl von unserem zuständigen Kommandeur mit dem Fahrrad dorthin zu fahren und einen schriftlichen Befehl abzuholen. Ich konnte entlang der Ostseite des Sees radeln und hatte immer wieder Gelegenheit auf den See zu blicken und mich an der herrlichen Landschaft zu erfreuen. Am Zielort, direkt am See, konnte ich nur eine Nacht im relativ komfortablen Offizierskasino übernachten, dann musste ich wieder zurück.

In der Nähe unserer Unterkunft habe ich einen Italiener beobachtet, der Frösche suchte. Die Gefundenen fasste er an den zwei Hinterbeinen, schlug dann die Körper im Kreis herum und riss die Beine auseinander. Die in den Händen gebliebenen Froschschenkel warf er dann in eine Büchse, die an einem Bauchgurt befestigt war. Es soll die übliche Methode gewesen sein, um die begehrten Froschschenkel zu ernten.

Die meisten Italiener, die ich in jener Zeit kennen lernte, machten keinen Hehl aus ihrer antifaschistischen Gesinnung und waren uns gegenüber feindlich ablehnend, aber nicht aggressiv. Es gab aber auch einige, die sich als Faschisten bekannten und zu uns besonders freundlich waren. Sie waren aber von den meisten von uns nicht besonders geschätzt. Von einem der uns freundlich Gesonnenen wurden ich und einige Kameraden zu einer Hochzeit eingeladen. Das Festmahl war für mich besonders überraschend. Es war sehr üppig und bestand aus zwölf verschiedenen Gerichten, unter anderem auch aus gemüseartig gereichten gerösteten kleinen Kartoffeln. Man aß dort Kartoffeln überhaupt nur als oder wie Gemüse.

Ich war in dem Dorf, in dem wir stationiert waren, bei einem Geistlichen, einem Kaplan wohl, einquartiert. Er machte aus seiner feindlichen Haltung gegenüber dem Deutschen keinen Hehl. Er gab mir kein Bett oder auch nur eine Unterlage zum Schlafen, stellte mir nur einen völlig leeren finsternen Raum bereit. Ich hätte auf einer angemessenen Liege bestehen können, tat es aber nicht und habe auf dem blanken Fußboden geschlafen. Ein festliches Essen, von der neuen Regimentskommandantur veranstaltet, endete mit einem Saufgelage. Die jungen Offiziere mussten dabei in einer Reihe antreten und solange auf das Wohl des Regimentskommandeurs, eines Oberst, trinken, bis sie umfielen. Ich erwachte am frühen Morgen frierend vor der Lokalität, vor der man mich offensichtlich abgelegt hatte. Mein Quartier, ganz in der Nähe, fand ich zwar wieder und konnte meinen ungastlichen Raum betreten, fand aber alle anderen Räume, einschließlich Toiletten verschlossen. Meine volle Blase konnte ich nur in meine Feldflasche entleeren.

Es muss Mitte April gewesen sein, als unsere Einheit an die Ostfront geordert wurde. Wir hatten einen eigenen Fuhrpark, Lastkraftwagen, Pkws und Motorräder mit Beiwagen. Mir stand ein Pkw mit einem Unteroffizier als Fahrer zur Verfügung. Er war Artist von Beruf, unter anderem Jongleur und Steilwandfahrer. Seine Jongleurkunststücke, die er mir vorführen wollte, scheiterten kläglich. So traute ich auch seinen Fahrkünsten nicht. Diese versuchte er aber auf den Serpentina in den Alpen zu beweisen. So fuhr er zum Beispiel einmal in einer Kurve nur mit zwei Rädern auf der Fahrbahn, mit den anderen frei über dem

Abhang. Ich musste sehr hart mit ihm reden, um ihn vor weiteren Beweisen seiner Fahrkunst abzuhalten. Bei herrlichem Frühlingswetter fuhren wir durch die südöstlichen Alpen. Es waren hier keine Jagdbomber, so konnten wir am Tag, durch das einzigartig schöne Gebirge fahren. Bei einem Aufenthalt in einem Alpental traf unsere Einheit mit einer Einheit von Nachrichtenhelferinnen zusammen. Die Kriegsendstimmung, eine Art Weltuntergangsstimmung führte zu ziemlich unbekümmerten sexuellen Beziehungen zwischen den Mädchen und den Soldaten, von denen ich mich aber zurückhielt.

Schließlich wurden wir in einem kleinen slowenischen Städtchen vorübergehend stationiert. Die hier neu formierte Einheit bestand aus Angehörigen unterschiedlichster Waffengattungen, was auch in unterschiedlichen Uniformen deutlich wurde. So trugen wir Fallschirmjäger im Einsatz immer noch unsere beinfreien Kombinationen und die Springerhelme. Die Helme waren als Sturzhelme gepolstert und besaßen nicht den bei den üblichen Wehrmachtstahlhelmen üblichen als Splitterschutz vorgesehenen ausgewölbten Rand. Als wir mehrere Tage in dem Städtchen weilten, und sich die zuständige Kommandantur offensichtlich nicht an beschleunigtem Einsatz der Truppe an der Ostfront interessiert zeigte, gab es eine Gruppe von Unteroffizieren mit einem Feldwebel als Sprecher, die zum Verantwortlichen der berüchtigten Gestapo (Geheime Staatspolizei) oder des SD (Staatssicherheit) des Städtchens gingen, um sich über den staatsfeindlichen Defätismus der Offiziere zu beschweren. Der verantwortliche Offizier des SD war aber offensichtlich vom absehbaren Ende ebenso überzeugt, wie es jeder Vernünftige sein musste, wiegelte ab und beschwichtigte die Auf-rührer.

Das Gebirge in der Umgebung des Städtchens, in dem wir stationiert waren, d.h. für den Einsatz in der in Ungarn eingesetzten 6.Armee formiert wurden, wurde weitgehend von Titos Partisanen kontrolliert. In geringer Entfernung, es mögen 5 - 10 km gewesen sein, hatten sie einen von deutschen Gebirgsjägern besetzten Stützpunkt, in einem kleinen Dorf völlig eingeschlossen. Als auch noch der Funkkontakt abbrach, wurde ich beauftragt mit einem kleinen Trupp in das Dorf vorzustößen, um die Situation zu erkunden. Für den Trupp stellten sich genügend Freiwillige zur Verfügung, u.a. ein deutschstämmiger Slowene aus dem Ort, der sich in der Umgebung gut auskannte. Eines Nachts zogen wir los und kamen einer asphaltierten Straße folgend, ganz gut voran. An einer Felswand befand sich eine schwefelhaltige Thermalquelle. Das Wasser stank zwar, aber wir tranken es, weil der Slowene behauptete es wäre gesund. So kamen wir ohne Kontakt mit den Partisanen unbehelligt in den gesuchten Ort. Die Besatzung bestand vorwiegend aus älteren Soldaten, die behaupteten, sie wären von einer

großen Zahl, sie meinten sogar von zehntausend Partisanen eingeschlossen und ein Herauskommen wäre ausgeschlossen. Uns, meinten sie, habe man hereingelassen, aber heraus kämen wir nicht wieder. Die Besatzung hatte keinen Funkkontakt mit deutschen Einheiten. Ihre Geräte waren senderseitig nicht leistungsstark genug, um über die Berge Nachricht geben zu können. Ich wollte meinem Befehl folgen und versuchte in der darauf folgenden Nacht mit meinem Trupp zurück zu gelangen. Wir waren keine 100 m aus dem Ort herausgelangt, ich hatte die Straße überquert, da wurden die, die mir nach folgen sollten, mit Gewehr- und Maschinengewehrfeuer zusammen geschossen. Der Slowene, der mir unmittelbar gefolgt war, hatte mehrere Schüsse in den Bauch erhalten und schrie fürchterlich. Nach heftigem Feuer unsererseits stellten die Partisanen ihr Feuer ein. Ich kroch zu dem schwer verwundeten Kameraden, der jämmerlich nach seiner Mutter zu schreien begann. Erfahrungsgemäß waren Bauchschüsse die schmerzhaftesten. Wir konnten ihn wegen der Partisanen nicht einmal zurückschaffen. Ich schnitt ihm mit meinem Kappmesser die Uniform vom Leib, es brachte ihm keine Erleichterung. Er verstarb qualvoll. Die Schreie nach seiner Mutter haben sich aus meinen Ohren nicht wieder verloren. Wir mussten wieder zurück ins Dorf, waren nun mit den anderen eingeschlossen. Die Gebirgsjäger warfen mir vor, nicht auf sie gehört zu haben. In dem Dorf war eine kleine Kirche mit Friedhof, der von den benachbarten Bergen einzusehen war. Ich bin zum Pfarrer, einem sympathischen älteren Herren gegangen, um mit ihm die Beisetzung unser Gefallenen auf dem Friedhof zu verhandeln. Er sprach weder deutsch noch englisch, so konnten wir uns verbal nicht verständigen. Er lud mich dennoch zu einem Glas Wein ein und wir haben uns mit Zeichen und irgend welchen Wortbrocken verständigt, dass der Krieg furchtbar, aber bald zu Ende wäre und dass ich, unbehelligt durch die Partisanen, unsere Toten auf dem Friedhof beerdigen lassen möchte. Er gab mir zu verstehen, dass er nachts mit den Partisanen verhandeln würde. Am nächsten Tag ließ er mir mitteilen, dass wir auf dem Friedhof nicht beschossen werden würden. Wir durften sogar für die Gefallenen eine Ehrensalve schießen.

Nach wenigen Tagen kam überraschend eine Panzereinheit in unser Dorf und war bereit, uns alle, die Gebirgsjäger und meine Gruppe mitzunehmen. Sie brachten die Nachricht mit, dass am Tag zuvor Hitler Selbstmord begangen hätte. Die Nachricht wurde allseitig mit großer Freude und Hoffnung auf baldiges Ende des Krieges begrüßt. Was das aber wohl für ein Ende sein würde? Das Ende wurde ja so gefürchtet wie die Fortsetzung. Die Panzerleute hatten Hoffnung, dass nun die Amerikaner gemeinsam mit den Deutschen sich gegen den gemeinsamen Feind, die allseitig gefürchteten Russen wenden, und den Krieg

mit uns beenden würden. Das war absurd, und denen, die es hofften, wohl auch bewusst. Aber Hoffnung ist das Letzte was stirbt.

Am 7. Mai kamen wir in den Frontbereich der 6. Armee und sollten am nächsten Tag eingesetzt werden. Doch am nächsten Morgen war ein Teil unserer Fahrzeuge fahruntüchtig. Vermutlich hatten entschlossene Kriegsunwillige Zucker in die Tanks geschüttet. Allen war bewusst, das Kriegsende stand unmittelbar bevor. Als wir, die Unentschlossenen, noch sannen, was tun, kam die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation. Sofort gab es eine einmütige Denk- und Handlungsweise aller deutscher Soldaten an der Ostfront, zumindest war das mein Eindruck: Weg von der Front, weg von den Russen, so schnell wie möglich gen Südost in die Freiheit oder in amerikanische Gefangenschaft. So zog eine gewaltige Armee mit ihrem Tross, fest entschlossen sich gegenüber der verfolgenden Roten Armee mit allen mitgenommenen Waffen zu verteidigen, gen Deutschland. Der Rückzug dauerte Tage, wobei die Verpflegung anfangs einseitig aber verhältnismäßig üppig war. Wir, ich weiß nicht mehr, wer wir jetzt eigentlich waren, hatten einen Verpflegungswagen mit großen Käserollen von vielleicht 80 cm Durchmesser und Säcke voller Zucker bei uns. So haben wir tagelang Käse mit aufgestreutem Zucker gegessen. Dann, wir hatten noch immer keinen Kontakt zu den Alliierten, hielt eine große Zahl der Flüchtenden auf einem Terrain am Rande eines Gebirgsdorfes in Österreich und es übernahmen einige Offiziere, keiner wusste aus welchem Grund und mit welcher Befugnis, das Kommando. Ein großgewachsener Hauptmann mit einer sonoren mächtigen Stimme stellte sich in die Mitte der Ansammlung und veranlasste uns, die Flüchtenden, mit den zur Feldausrüstung gehörenden Zeltplanen, Zelte zu errichten, zu kampieren und auf die Alliierten zu warten. Es hieß, wer als Einzelner weiterhin flüchten würde und von den Alliierten aufgegriffen würde, könnte als Partisan behandelt und erschossen werden.

Mit zwei Kriegsreportern der Waffen-SS teilte ich ein Zelt. Sie waren beide Studenten wie ich, der eine studierte Journalistik der andere Kunstwissenschaft, vorwiegend Grafik. Beide waren, zumindest verhielten sie sich so, und ich hatte an ihrer Glaubhaftigkeit keinen Zweifel, überzeugte Gegner des nationalsozialistischen Systems. Sie behaupteten wieder ihren Willen oder zumindest wider besseres Wissen zur Waffen-SS gelangt zu sein. Der Grafiker erzählte, er hätte als Bildreporter in der Wochenzeitschrift *Das Reich* ein Bild einer russischen Bauernstube publiziert, in der eine Ikone an der Wand hing. Da das unvereinbar mit der Propaganda über den Atheismus und die Verfolgung jeglicher Religiosität in der Sowjetunion war, wurde er zur Bewachungsmannschaft in ein KZ, ich glaube es war Auschwitz, strafversetzt. Er berichtete über die furchtbaren Schi-

kanen der KZ-Häftlinge und die Massenmorde. Ihn hätten diese seine Erlebnisse davon überzeugt, dass das nationalsozialistische Regime ein Verbrecherisches wäre. Er erzählte aber auch ein anderes besonderes Erlebnis aus dem KZ. Ein junger, sehr sensibler Kamerad in der Bewachungsmannschaft hätte nach seinen ersten Erlebnissen Weinkrämpfe gehabt und im Mitleid mit den Häftlingen die psychische Belastung fast nicht ertragen können und wäre nahe an einem Zusammenbruch gewesen. Nachdem man ihn ob seiner Empfindlichkeit mental zur Ordnung gerufen hätte und ihn besonders intensiv an den Grausamkeiten teilzunehmen zwang, wäre er nach einigen Wochen einer der Grausamsten geworden. Da mein Onkel Reinhold, der jüngste und liebste Bruder meines Vaters, 1938 in das KZ Sachsenhausen inhaftiert und nach jahrelangem Durchlauf verschiedener Lager, in einem umgebracht worden war, hatte ich keine Illusionen über KZ's, aber auch nicht annähernde Vorstellungen über die Ausmaße des Massenmordes. Ausgerechnet von zwei SS-Angehörigen wurde ich informiert. Bei beiden Reportern waren, wie bei allen Angehörigen der Waffen-SS, ihre Blutgruppe auf die Unterseite des linken Oberarmes tätowiert. In den Wochen im Lager in Österreich waren wir nicht als Kriegsgefangene registriert worden und wussten nicht, was mit uns geschehen würde. Die zwei Reporter fürchteten auf Grund ihrer Tätowierungen, als SS-Angehörige erkannt, in Straflager zu kommen. Sie versuchten durch Nachstechen der Symbole, sie zu entfernen. Dazu verwendeten sie auch Pferdemilch, die als probates Mittel von Ratgebern genannt wurde, und die sie von Bauern sehr teuer kauften. Die Symbole blühten aber eher auf, als dass sie verschwunden wären.

Über vier Wochen haben wir in dem Lager verbracht, das nicht abgegrenzt war und vermutlich offiziell gar nicht existierte. In jener Zeit haben wir nicht einen Alliierten gesehen, wurden nicht bewacht, besaßen nach wie vor unsere Waffen. Anfangs gab es noch Lebensmittelbestände aus mitgeführten Fuhrer Fahrzeugen. Die waren schnell zu Ende und jeder bekam täglich noch 50 g Brot, sonst nichts. Ich weiß nicht, woher diese Zuteilung kam. Als Zuskost haben wir Brennesseln und andere Gräser gekocht und gegessen. Einmal haben Kameraden von Bauern der Umgebung eine Pferdelunge von einer offensichtlich uralten Märe erstehen können. Nach tagelangem Kochen ist sie nicht weich geworden und ungenießbar geblieben. Ich hatte über eine Woche lang keinen Stuhlgang und danach einen kolikartigen unglaublich schmerzhaften Abgang einer Kotknolle von vielleicht 8 cm Durchmesser. Der stark blutende aufgerissene Enddarm schmerzte noch Tage danach. Als wir fast verhungert waren und die ersten starben, erhielten wir über die deutsche selbstinstallierte Lagerkommandantur den Befehl, von wem auch immer, uns mit den noch vorhandenen Lastkraftwagen in Richtung Bayern

in Bewegung zu setzen. Vor Aufsitzen auf die Lkws und Abfahrt mussten wir unsere militärische Ausrüstung, unsere Handfeuerwaffen und Gasmasken, die wir noch bei uns führten an bestimmten Stellen auf Haufen werfen. Wohl jeder versuchte seine Waffen unbrauchbar zu machen, z.B. den Lauf der Karabiner zu verbiegen oder die Pistolen durch Steinschlag zu beschädigen. Es war ein seltsames Gefühl, diese Abgabe und Vernichtung der Waffen. Einerseits war es die offensichtliche, symbolhafte Beendigung des verhassten Krieges und des Soldatseins, andererseits wurde uns nun erst unsere Ohnmacht, das Ausgeliefertsein auf Gnade oder Ungnade an eine nicht einschätzbare Allmacht deutlich.

Wir kamen in ein neues wiederum nicht bewachtes Lager in Südostbayern. Diesmal übernahmen US-amerikanische Armeeinghörige das Kommando. Wir wurden aber nicht wie Gefangene behandelt, sondern, und das war wohl unser Status, wie Internierte, für in die Freiheit zu Entlassende, Abzuwickelnde. Mit großen Spritzen wurden wir alle unter den Achselhöhlen und im Intimbereich desinfiziert, vorsorglich gegen Filzläuse behandelt. Das war überflüssig und auch anscheinend bewusst demütigend. Wieder bekamen wir fast nichts zu essen, wieder waren es, wenn ich mich recht erinnere 50g Brot am Tag. Es begann tagelang zu regnen und das Lager in tiefem Schlamm zu versinken. Cholera oder/und andere Infektionskrankheiten brachen aus. Manche von uns hatten blutigen Stuhlgang. Es gab keine medizinische Versorgung und wieder Tote. Die sanitären Verhältnisse waren katastrophal, mussten zu einer Epidemie führen. Offensichtlich wollte die Lagerleitung nur eines, unser ledig werden. SS-Angehörige mussten sich zum Abtransport nach Frankreich in spezielle Arbeitslager melden. Die zwei Reporter meldeten sich nicht. Sie hatten ihre Soldbücher korrigiert. Auf Grund der Soldbücher wurden wir registriert und erhielten Entlassungsdokumente. Dann wurden wir nach einer oberflächlichen ärztlichen Untersuchung nach jeweilig gewünschtem Zielort entlassen. Die Untersuchung diente vorwiegend der Feststellung ob Blutgruppensymbole am Oberarm. Ich konnte beobachten, wie die untersuchende Militärärztin die beiden Reporter mit bedeutsamem Blick ansah, sie hatte offensichtlich die Tätowierungen bemerkt, und sie ohne Beanstandung weiterwinkte. Der Transport zu den gewünschten Zielorten erfolgte mit Wehrmachts-Lkws.

Da Plauen auf der Wegstrecke nach Leipzig lag, hatte ich mich dorthin entlassen lassen, da ich bei Dagmars Tante Cläre zu erfahren hoffte, wo sie sich befände. Die Tante wusste nur, dass Dagmar zu ihrer Mutter nach Oberwiesental gefahren wäre, vermutete sie aber nun bei ihrer Tante in Trattendorf. Ich fuhr mit der Eisenbahn, dh. mit Unterbrechungen, da Brücken zerstört waren, zu meiner Mutter, die mit den Geschwistern, Margot, Werner, Winfried, Peter und

Uli inzwischen in der Bremerstraße in Leipzig vorübergehend in einer Wohnung untergebracht war. Ich glaube, es war an meinem Geburtstag, also am 22.6., als ich dort ankam. Mein Vater war noch nicht zurück und meine Mutter hatte keine Nachricht von ihm.

Leipzig war zu jener Zeit von US-Amerikanern besetzt. Die Grenze zu dem von sowjetischen Truppen besetzten Gebiet verlief entlang der Mulde. Trattendorf ist ein Dorf nahe Spremberg also weit östlich der damaligen Grenzlinie. Da Schlimmes über die Behandlung deutscher Frauen durch sowjetische Soldaten bekannt war, war ich sehr besorgt um Dagmar, und entschloss mich, nach Trattendorf zu fahren. Die Muldenbrücken waren jedoch sowjetischerseits für Deutsche gesperrt. So bin ich eines Nachts durch die Mulde geschwommen und am nächsten Tag mit dem Zug nach Cottbus gefahren. Die Nacht habe ich in einem Wagen eines abgestellten Zuges auf dem Bahnhofsgelände verbracht. In meinem Abteil des Wagens war ich allein mit einer hochschwangeren hübschen jungen Frau, im Nachbarabteil war eine ebenfalls junge Frau mit zwei kleinen Kindern. Die Frau in meinem Abteil hoffte auf die Rückkehr ihres Mannes, ich suchte meine Verlobte. Wir fühlten uns beide verloren, eher in Endzeitstimmung, als am Anfang einer neuen Zeit, hatten Hunger und fühlten uns in unseren Gemeinsamkeiten nicht nur psychisch, auch körperlich sehr nahe. So fanden wir schließlich auf den harten Bänken auf unangemessene Art zu einander. Wir hatten beide keine große Freude dabei. In der Nacht war zweimal Geschrei von Frauen zu hören. Vergewaltigungen und Morde in Dörfern und kleinen Städten durch sowjetische Soldaten, durch die Russen, wie es in der deutschen Bevölkerung hieß, waren noch immer keine Seltenheit. Am nächsten Tag fuhr ich über Torgau nach Cottbus. In Torgau musste die Elbe von den Reisenden zu Fuß überquert werden. Von der Brücke aus sah man zwei Leichen am Ufer liegen. In Cottbus ging ich zur Bäckerei Gröke. Der Sohn, Paulchen, war mir in Sorau, als wir noch im Feldschlösschen wohnten, mein erster Freund. Ich war erst 5 oder 6 Jahre alt, als die Eltern nach Cottbus zogen. Grökes hatten noch keine Nachricht von ihrem Sohn. Sie ließen mich zwar bei sich übernachten, waren aber nicht sehr freundlich zu mir, und gaben mir auch nichts zu essen. Ich weiß nicht wie ich von Cottbus nach Trattendorf gekommen bin, dass etwa 30 km entfernt ist. Große Teile bin ich jedenfalls zu Fuß durch Wälder gegangen. Ich kann mich noch an die vielen Wrackteile von Kriegsgerät und Waffen erinnern, die herumlagen. Als ich im Gehöft der Tante Martha, der Schwester von Dagmars Mutter, ankam, waren Dagmar und ihre Mutter nicht dort, und man wusste auch nicht, wo sie sich befanden. Der Mann von Dagmars Cousine, also der Tochter von Martha, war Wende, so sagte man damals, heute werden die slavischen Minder-

heiten in Ostdeutschland Sorben genannt. Er hatte sich mit sowjetischen Dienststellen arrangiert und betrieb etwas zweifelhafte Fuhr- und Handelsgeschäfte. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen, erhielt auch Speise und Trank, blieb aber nur eine Nacht dort. Dann bin ich wieder, zumindest große Teile des Weges, zu Fuß nach Cottbus zum Bahnhof gegangen, immer in großer Vorsicht, keinen sowjetischen Soldaten zu begegnen, denn ich trug ja immer noch meine Fallschirmjägeruniform. Ob mir meine US-amerikanische Entlassungsurkunde nutzen würde, war nicht gewiss. Es war bekannt das immer wieder deutsche Männer aufgegriffen und als Gefangene gen Osten abtransportiert wurden. Ich kam aber unbehelligt wieder zurück nach Wurzen, wurde aber, als ich an der Mulde nach einer Gelegenheit zu Querung suchte, von einem russischen Soldaten festgenommen. Er nahm mich mit zu einem kleinen Häuschen, offensichtlich seine Wachstation. Er kannte kein deutsch, ich nicht russisch. Wir haben uns dennoch sehr freundlich miteinander verständigt, uns gegenseitig Bilder von unseren Angehörigen gezeigt und waren uns einig, dass wir beide so schnell wie möglich nach Hause wollten. Er hätte mich weiterreichen müssen und fürchtete, ich würde dann als Spion behandelt. So aber hat er mir eine Stelle gezeigt, wo ich sicher über die Mulde käme und hat mich gehen lassen, nicht ohne sich zu vergewissern, dass er selbst nicht beobachtet würde.

Als ich wieder in der Bremer Straße ankam, war Dagmar bereits dort. Die Freude währte leider nur kurze Zeit. Ich glaube schon am nächsten Tag kam ein früherer Kollege meines Vaters zu uns, der mit ihm zum Volkssturm eingezogen worden war und teilte uns mit, dass mein Vater am 19. April gefallen war. Er hatte nahe dem südwestlich von Berlin gelegenen Städtchen Treuenbrietzen einen mit Munition beladenen Lkw gefahren, hatte wegen angreifender Jagdbomber gehalten und war in ein Haus geflüchtet. Die Bomber brachten den Lkw zur Explosion. Die Druckwelle soll meinem Vater die Lunge so schwer verletzt haben, dass er kurze Zeit danach im Krankenhaus in Treuenbrietzen verstorben ist.

Dresden 20.2.2010 (ergänzt 01.04.2015)